Meister Putsch und seine Gesellen.

Meister Putsch

und seine Gesellen.

Ein helvetischer Roman
in sechs Büchern

von

Alfred Hartmann.

Erster Band.

Solothurn,
Verlag von Jent & Gaßmann.
1858.

Helvetia regitur hominum confusione et Dei providentia.

Vorwort.

Der vorliegende Roman beschäftigt sich sehr viel mit Politik. Er ist jedoch nichts weniger als eine Parteischrift.

Der Verfasser stand während den Stürmen, die unsrer politischen Regeneration vorangingen, außerhalb des Wirbels der Parteien; er war unbetheiligt, doch keineswegs theilnahmslos. Mehr bangend als hoffend, aber stets mit gespannter Aufmerksamkeit folgte — vom Ufer aus — sein Blick dem Schifflein, das zwischen den Klippen trieb. Die Eindrücke, die sein Gemüth damals empfing, giebt er photographisch getreu wieder, — sine ira et studio. Erscheint vielleicht dennoch Manches in seinem Bilde verzerrt und schief, so wolle man es nicht seinem bösen Willen, sondern seiner irrthümlichen Auffassung oder fehlerhaften Darstellung zur Last schreiben. Irren ist menschlich.

Findet der Leser an den in diesem Roman vorkommenden Personen hie und da bekannte Züge, so lasse er sich nicht verleiten, gleich einen bekannten Namen darunterzuschreiben. Es war nicht die Absicht des Verfassers Portraite zu zeichnen, sondern Typen. Mußte auch Dieser oder Jener als Modell sitzen, so war es dem Maler nicht um dessen individuelle, sondern um dessen Gattungs-Physiognomie zu thun.

Die Silhouetten einiger hervorragender und deßhalb der Zeitgeschichte verfallener Persönlichkeiten glaubte der Schreiber dieses historischen Romans sich berechtigt im Hintergrund an die Wand zeichnen zu dürfen.

Es wünscht dem Buche unbefangene Leser

der Verfasser.

Erstes Buch.

1840.

Erstes Kapitel.

Das Schießen in Solothurn.

Das solothurner Schießen von Anno vierzig läßt sich am treffendsten mit einem schönen Apriltag vergleichen. Nach Sturm und Gewitter säubert sich plötzlich der Himmel, die Sonne lacht wieder einmal in freundlicher Majestät, es wehen lauter laue milde Lüfte und jedes Geschöpf kriecht aus seinem Versteck hervor, sich des Lebens zu freuen. Aber siehe! Unvermerkt sammeln sich schwarze Wolkengeschwader am Horizont, ein geübtes Ohr hört es in den Höhen unheimlich tosen und handkehrum brechen Sturm und Unwetter wieder los.

Ein Paar Monate vorher hatte in Zürich jene Revolution unter Psalmengesang stattgefunden, durch welche die deutsche Sprache mit dem Worte „Putsch" bereichert wurde. Ein Paar Monate nachher brach der Freienämter-Aufstand aus und das letzte Geklänke der Klosterglocken von Muri und Wettingen läutete der gesammten Schweiz

einen siebenjährigen Krieg ein. Zwischen innen steht das Schützenfest von Solothurn, ein Fest des Friedens, der Versöhnung, des allgemeinen Händeschüttelns und eines durch keinen einzigen Mißklang gestörten Freudenjubels. —

Das war ein buntes bewegtes und fröhliches Leben unter den alten Linden des Festplatzes! Und welch' ein achttägiges Festconcert! Der Grundton, das dumpfe Summen des hinundherwogenden Menschenmeeres; dazwischen das Rottenfeuer der Stutzer im Schießstand, unterbrochen vom brummenden Donner der Sechspfünder; lauter Gesang, Becherklang und fröhliches Jauchzen an allen Enden und Ecken; endlich, bald näher bald ferner, die gellenden Klänge der Blechmusik, welche die ankommenden und abgehenden Schützengesellschaften begleitete. —

Am muntersten ging es begreiflich in jener weiten offenen aus Balken und Brettern schmucklos zusammengezimmerten Halle zu, welche nach schweizerischem Sprachgebrauch den Namen „Speisehütte" trug. Hier wurde gegessen, mehr aber noch getrunken, gejubelt, toastirt. An den hundert Tischen saß Alles bunt durcheinander, — der Handwerksbursche neben dem Patrizier, das zierliche Bernermädchen neben dem Geistlichen in Soutane

und Nebelspalter, der urchige Liberale neben dem Stock-Aristokraten (so wurden damals die Parteien noch titulirt). Alte Feinde tranken miteinander eine Flasche der Versöhnung nach der andern.

Wer als aufmerksamer Beobachter zwischen den langen Reihen der Tische umherging, stieß nicht selten auf interessante Persönlichkeiten und schweizerische Notabilitäten jener Tage und eine ironische Laune des Zufalls schien sich häufig einen Spaß daraus gemacht zu haben, Männer vom heterogensten Charakter und den auseinandergehendsten Ansichten hier zusammenzubringen. Und das Friedens- und Versöhnungsaroma, womit die Athmosphäre während jenen Paar Tagen nicht minder geschwängert schien, als mit dem köstlichen Blüthenduft der Linden des Festplatzes, mochte wohl die geheime Ursache sein, warum jene Leute sich ruhig mit einander zu unterhalten und sogar wohlwollend mit den Gläsern anzustoßen vermochten.

An jenem Tafelende z. B. erblicken wir einen wohlgenährten, höchstanständig gekleideten Herrn, einem Manne kordial die Hand schütteln, dessen grüner fadenscheiniger Schützenrock, dessen in das Dunkel einer schwarzen Militär-Kravatte verschämt sich zurückziehende Vatermörder und dessen zer-

zauster röthlichblonder Schnurr- und Knebelbart auf mehr Genialität als solide Hausordnung schließen lassen. Der wohlgepflegte und wohlgenährte Herr, dessen kluges Auge mehr Geist verräth, als man hinter dem runden blühenden Canonikus-Antlitz zu suchen geneigt wäre, ist der berühmte Pastor von Lützelflüh. Der andere, eine Erscheinung, die sehr nahe an den bummelnden Proletarier streifen würde, hätte die Natur nicht den unverkennbaren Stempel des Genies auf die kahle Stirn gedrückt, ist der nicht minder berühmte Carrikaturen- und Kalenderzeichner, Pfaffenfeind und Schweizerschlachtenmaler. Der Pastor gilt zwar — wir zählen Anno vierzig — noch immer für einen liberalen Geistlichen. Daß er aber nicht dennoch im nächsten Kalender unter der Sammlung der „schwarzen Vögel" figuriren wird, dafür möchte ich ihm nicht Bürge sein; denn um des Malers hellgraues Auge seh' ich einen schalkhaften Zug vibriren; was den Kalendermann jedoch nicht hindert, mit dem Pfarrherrn um so freundschaftlicher anzustoßen, als letzterer keineswegs ein Freund von gemeinem Gewächse, sondern Kenner eines guten Tropfens ist und die Gläser mit nichts Geringerem als mit einem Yvorne feinster Sorte gefüllt sind.

Wenden wir uns zu einer andern Gruppe. Ein dicker alter Mann von kleinstädtischem Habitus und ziemlich unbedeutenden Gesichtszügen, bildet hier den Mittelpunkt eines ansehnlichen Gedränges. Wir erkennen in ihm den rauracischen Andreas Hofer, jenen durch Disteli's Kalender zu einer Berühmtheit gewordenen „General". An seiner Seite erblicken wir einen schlanken schwarzlockigen Herrn, mit dem rathhausfähigen schwarzen Fracke angethan, — den Führer der Stadtbasler-Schützen, die, nach zehnjährigem Schmollen, heuer zum erstenmal wieder einen eidgenössischen Festplatz besuchen. Der dunkelgelockte Herr im schwarzen Frack ist deßhalb der Löwe des Tages. Wir haben nicht gehört, was er eben sprach; jetzt erhebt er sich, — er ergreift und schüttelt die Hand des „Generals". Tausendstimmiger Jubel, donnerndes Bravo erschallt, denn durch diesen Händedruck haben zwei feindliche Geschwister, die sich zehn volle Jahre lang in den Haaren lagen, wieder Frieden gemacht; dieser Händedruck gibt dem Fest erst seine Weihe: — eine große Versöhnung kann gefeiert werden. Man drängt sich um den Tisch, wo die große That geschah, — jeder will die beiden Helden des Tages sehen, ein Wort, einen Blick von ihnen erhaschen. Ein

satyrischer Schalk klopft dem General auf die Schulter und begrüßt ihn mit den Worten: „Sie sind mir doch ein lebendiges Beispiel, wie man berühmt werden kann," — was der Gute als ein feines Kompliment zu Handen nimmt. — — Es ist eine Komödie, die hier gespielt wird, und die Acteure nicht alle von der ersten Stärke, — aber eine Komödie von Bedeutung und segensreichen Folgen. Denn der Bauerngeneral und der Herr im Rathsherrenfrack repräsentiren zwei Bruderstämme, die einst im Zorn auseinandergegangen sind, sich aber nicht entbehren können, sondern unwiederstehlich sich wieder entgegenstreben.

Zwei Männer sehen wir diese Versöhnungsscene mit feinem Lächeln beobachten. Wiewohl sie nur ganz schlichte grüne Schützenröcke tragen, werden sie dennoch von der Menge mit besonders achtungsvoller Zuvorkommenheit berücksichtiget, die ihnen Platz macht, wohin sie ihre Schritte wenden und hinter ihnen die Köpfe zusammensteckt und flüstert. Der kleinere mit dem scharfblickenden grauen Auge und dem herumgelegten Hemdekragen, um welchen das Halstuch nur lose sich schlingt, ist der antretende, — jener andere große stattliche ist der abtretende Präsident der allgemeinen schweizerischen Schützengesellschaft. Indem

sie durch die fröhliche Menge wandeln, grüßen sie bald rechts bald links und schütteln alten und neuen Bekannten, die an sie herantreten, die Hand; bald unterreden sie sich leise, Wichtiges — aus ihren Mienen zu schließen — abwägend und berathend. Es ist wohl schon der Umbau unseres Schweizerhauses, den sie besprechen, den Plan zu jener neuen Burg schweizerischer Freiheit, auf deren höchster Zinne ein Jahrzehnt später die beiden als oberste Wächter bestellt wurden.

Wir gehen wieder um einige Tische fürbas. Um einen Graukopf, dessen Gesicht von Wein und Leidenschaft geröthet, gleich einem Gletscher im Abendlichte glüht, hat sich ein ziemlicher Hofstaat meist jüngerer Männer gesammelt, von denen manche noch die Studentenmütze tragen. Der alte Herr hat sich erhoben und hält, durch den lauten Beifall seiner Zuhörer öfters unterbrochen, eine donnernde Philippika gegen das verrottete, wurmstichige, in die Plunderkammer gehörende Möbel, welches man in der Schweiz eine Bundesrepublik zu nennen beliebe. Hierauf entwickelt er, von einem obersten Grundsatze ausgehend, mit scharfer Dialektik und hinreißender Suade den Plan zu einer regenerirten Schweiz; weder Nagel noch Schraube blieb an der Musterrepublik ver=

gessen, — nur ein's fehlte: der feste Grund und Boden, worauf dieses Meisterstück philosophischer Staatsrechtslehre hätte gestellt werden können. Dieß war jedoch das letzte, um was sich der Redner und seine Zuhörer bekümmerten, da die aus den entkorkten Flaschen herausgestiegenen Geister stark genug erschienen, das schwebende Gebäude bis auf weiteres schwebend in den Lüften zu halten.

Verlassen wir jetzt die wimmelnde, Lärm erfüllte „Speisehütte", sammt den darin weilenden Celebritäten und folgen wir einem Paar, das — vom Menschenstrom sich treiben lassend — mit unsichern, fast zaghaften Schritten die Lindenallee hinauf sich bewegt, welche zum „Gabentempel" führt.

Denke dir, geehrter Leser, einen gelblichweißen frackähnlich zugeschnittenen Halbleinkittel mit stehendem Kragen und breiten tiefhinunterhängenden Schöößen, — denke dir ein Beinkleid von gleichem Stoff und Farbe, um die Knöchel herum eng und zugeknöpft, — ein Paar Schnallenschuhe, eine rothe Weste, eine weiße Zipfelmütze und einen schwarzen Wollhut darüber. Stecke in diese Kleidung eine lange, starkgebaute aber etwas gebeugte Gestalt, mit wettergebräuntem Antlitz und in's

Graue hinüberspielenden Haaren. Dann hast du das getreue Bild des Mannes, der von den Leuten, die ihn kannten, Schloßhans genannt wurde. An der braunen schwieligen Hand des Alten sich haltend, ging ein Mädchen in bernischer Bauerntracht, — zwar nicht nach dem „bäurischen Modejournal", doch nett und sauber gekleidet, mit schwarzem Mieder, silbernen Göllerkettchen, einem Vorhemdchen und bauschigen Aermeln, weiß wie Schnee, einem gelben „Schwebelhütchen" und über den Rücken herunterhängenden kastanienbraunen Zöpfen.

Vater und Tochter kamen nur langsam vorwärts. Bald prallten sie von einem Trupp in übermüthiger Weinlaune daherziehender Männer, bald von einer Gruppe geputzter Stadtdamen ab, bald schlossen sie sich einer Schaar neugieriger Landleute an und ließen sich willenlos vorwärts schieben, — überwältigt und confus von der Menge neuer ungewohnter Eindrücke und Anschauungen. „Hätten wir nur den Fritz wieder gefunden", — sagte das Mädchen, indem es sich ängstlich an den Alten drängte. Dieser überhörte, was das Kind sprach und sagte kopfschüttelnd für sich selber: „das sieht ja hier aus, wie in einer katholischen Kirche." —

Diese Vergleichung war treffend. Die vierfache Lindenallee war kein Nachbild, wohl aber ein deutliches Vorbild des Hauptschiffes und der beiden Nebenschiffe eines gothischen Doms. Im Hintergrund erschien der Gabentempel auf dessen Zinnen die bunten Schützenfahnen flatterten, als ein reich geschmückter Hochaltar.

Eben nach diesem Hochaltar des Schützenfestes drängte die Hauptströmung des Menschenmeeres, das auf dem grünen Plane wogte. So kam es, daß auch der „Schloßbauer" und sein Kind endlich dahin gelangten. Hinter Spiegelscheiben waren da in zierlicher Anordnung alle die Herrlichkeiten ausgestellt, welche die geschickten und glücklichen Schützen als Preise nach Hause tragen sollten. Da sah man in ausgewählten Exemplaren des Schützen Waffe, den Stutzer, der auch wieder des Schützen Lohn werden sollte, — schöne Pistolen, — silberne Becher von den verschiedensten Formen, — ein Paar ausgesuchte goldene Uhren, die bedeutsame Gabe der Republikaner in den Neuenburgerbergen, — Silberbestecke in eleganten Kästchen; — dann auch allerlei fremde Münzen, welche auf weißer Seide oder rothem Sammt zu sinnreichen Zeichnungen geordnet waren, die heimwehduftenden Opfergaben, mit welchen die Schwei-

zer in London, Konstantinopel, New=York, Rio, oder sonst wo in der weiten Welt, des heimischen Festes gedacht hatten; — nicht minder die Geschenke von zarter Hand, die zierlich gestickten oder gestrickten Reisetaschen, Cigarren=Etuis, Schärpen u. s. w.; — endlich die Hunderte rother, weißer, gelber, grüner, blauer seidener Säckel, welche die Geldprämien für die sieben Stichscheiben und die siebenmal sieben Kehrscheiben enthielten.

Bäbelis junge Augen konnten sich fast nicht satt sehen an all dem Glanze.

„Lug doch, lug doch, Ätti, wie schön", — rief es, den Vater jedesmal am halbleinenen Aermel zupfend, wenn wieder eine neue Herrlichkeit seine Blicke auf sich zog. Aber der Schloßbauer wollte keineswegs in den lauten Jubel des Kindes mit einstimmen, sondern schüttelte bedächtig und bedenklich den Kopf. „Zu meiner Zeit", — sagte er, „war ich auch ein Schütze und keiner von den mindern. Damals war die erste Gabe ein schönes Schaaf oder ein Käse oder ein Mütt Korn. Dieses ist ein Herrenfest. Sollten aber einen Haag machen rings um den Platz, daß das gemeine Volk nur von weitem zuschauen könnte. Unsereinem wird doch nicht recht wohl hier bei den

Herren." — Diese Worte verhallten ungehört im Gesumme der Menge.

Wie der Bauer und sein Kind vom Strom der Menge zum Gabentempel getrieben worden waren, so wurden sie auch wieder mit fortgerissen und gelangten, ohne daß sie eigentlich dahin zielten, in die Speisehütte. Verlegen bewegten sie sich zwischen den dicht besetzten Tischen und schauten sich nach einem leeren Platze in irgend einem bescheidenen Winkel um, wo sie allein oder bei ihres gleichen absitzen, die vom Herumstehen auf dem Festplatz ermüdeten Glieder etwas ausruhen und den vertrockneten Gaumen mit einer Erfrischung erlaben könnten.

Nirgends ein leerer Tisch. Von der wogenden Menge und den dienenden Geistern, denen sie überall im Wege standen, ziemlich unsanft hin und her gestoßen, kamen sie endlich zum sogenannten „Comitetisch", jenem bevorzugten, unmittelbar vor der Rednerbühne befindlichen Platze, den die Leiter des Festes für sich und die notabelsten Gäste vorbehalten hatten.

Einer der Herren mit der roth und weißen Seidenschleife am Arm, bemerkt den verlegenen Vater und sein scheues Töchterlein. Eine erwünschte Gelegenheit sich populär zu machen!

„Hieher, Alter, mit deinem Jüngferchen, — hier ist noch Platz!" —

Aber der Bauer sträubt sich: „Es schicke sich nicht, daß Einer im Halbleinkittel an den Herrentisch sitze." — „Hier gibt es keine Herren; hier sind wir Alle gleichberechtigte Kinder unserer Mutter Helvetia, möge nun einer den Rock eines Rathsherren oder jenen eines bescheidenen Tauners tragen," — ruft der Herr mit der seidenen Armbinde. „Nur hergesessen, alter Vater; und das Meitschi auch. Eine Flasche Schützenwein, für die braven Leute. Eingeschenkt und angestoßen!"

Da saßen nun der Schloßbauer und sein Bäbeli, sie wußten selber nicht wie, mitten unter Regierungsräthen, Tagsatzungsgesandten, Zeitungsredaktoren und andern Notabilitäten, die sich hier zu heimlichen und wichtigen Staatsactionen ein Stelldichein gegeben hatten. Für einen Augenblick wurde der alte Halbleinmann der Mittelpunkt des Mittelpunktes des Festes. Jede der politischen Größen, die hier beisammensaßen, wollte an dem Bauer zeigen, wie gut er es mit dem Volke meine und wie wenig er, der ja auch aus dem Volke hervorgegangen, sich seines Ursprungs schäme. Und um ad oculos zu demonstriren, daß der Stolz durchaus nicht seine schwache Seite sei,

bestrebte sich jeder, dem Alten etwas Angenehmes zu sagen, ihm einzuschenken und mit ihm anzustoßen.

All die schönen Redensarten fielen aber auf ein äußerst unfruchtbares Erdreich. Denn erstens wurmte den Schloßbauer der „Tauner", welchen jener Comiteherr hatte fallen lassen; zu den Taunern zählte er sich dann doch noch lange nicht. Zweitens machte sich ein dunkles Gefühl bei ihm geltend, welches ihm sagte: „die Herren treiben doch nur ihr Narrenspiel mit dir." —

„Bringst du den Zins auf's Schloß", so surrte es in seinem Innern, — „und der Junker Oberherr läßt dir eine Flasche aufstellen im steinernen Vorsaal und diskurirt dann mit dir, dieweil du deinen Wein trinkst und spazirt dazu, die Hände auf dem Rücken, hinauf und hinunter: — ja, das heiß' ich eine Ehre; denn der Junker Oberherr ist ein Herr und ein rechter. Aber diese da? Schreibervolk, wer weiß ob nicht selber aus irgend einer Taunerhütte hervorgekrochen. Und wer weiß, was sie wollen mit ihren schönen Reden? Denn die thun nichts umsonst, — die sind keine rechten Herren." — Saß deßhalb steif und stumm und der Schützenwein, ächter Vierunddreißiger, dünkte ihn bitter und sauer.

Und Bäbeli? Bäbeli war noch ein halbes Kind, aber ein hübsches, nicht groß aber gut gewachsen, mit feinen Gliedern und runden zierlich gedrechselten Formen. Aus seinen braunen Augen strahlte innere Fröhlichkeit und in der Tiefe derselben hätte Einer leicht noch mehr entdecken können.

Die Landammänner, Regierungsräthe, Tagsatzungsgesandte und wie die Comiteherren sonst noch betitelt sein mochten, beschränkten sich nicht darauf, dem alten Schloßbauer den Hof zu machen, sondern dehnten ihre Leutseligkeit — und zwar mit Vorliebe — auch auf Bäbeli aus. Zuerst gerieth dasselbe in einige Verlegenheit, als es bald von diesem, bald von jenem Stadtherren angeredet und geneckt wurde. Da besann es sich aber, daß es daheim weder dem Schulmeister, noch dem Pfarrer, noch selbst dem Junker Oberherren je eine schickliche Antwort schuldig geblieben sei; worauf das Kind seine Schüchternheit bezwang und die Neckereien so gesalzen erwiederte, daß darob oft der ganze Comitetisch in ein einhelliges Gelächter ausbrach und zwar keineswegs auf Kosten Bäbelis; — und nach und nach einer der Herren nach dem andern zur Einsicht kam, er habe es zweimal zu überlegen, bevor er einen Witzpfeil gegen das Mädchen losdrücke.

Bald ward jedoch des Schloßbauern Bäbeli von etwas anderem so sehr in Anspruch genommen, daß es kaum noch mit halbem Ohr auf die mehr oder minder feinen Spässe horchte, mit denen die „Volksmänner“ das Kind des Volks zu unterhalten strebten.

Zweites Kapitel.

Fritz Waldmann.

Es gibt Leute, welche behaupten, der Brennpunkt der eidgenössischen Schützenfeste sei gar nicht der Schießstand, sondern jene mit Moos, Immergrün und farbigen Fähnchen geschmückte Kanzel, über welcher die Worte: „Frei der freie Mann zum freien Volk“ oder ein Spruch ähnlichen Sinnes geschrieben steht. Es komme gar nicht darauf an, was der äußere Anlaß dieser großen Volksversammlungen sei, ob dabei in die Scheibe geschossen, gesungen oder gekegelt werde. Anno vierzig mindestens war es so, wie diese Leute sagen. Der Festplatz war weniger das Stelldichein der sogenannten „Schützenkönige“, als ein Rendezvous aller politischen Notabilitäten der Fortschrittspartei.

Der „Schützenvorort“ war damals der einzige Fleck Erde in der Eidgenossenschaft, wo die Schweiz über den Kantonen stand, — jene moosbekränzte Kanzel die einzige Tribüne, von welcher herunter

die Gewaltigen des Wortes zum ganzen Schweizervolk sprechen konnten, ohne von „Instruktionen“ gebunden zu sein. Kein Wunder; daß an jedem Tage des Festes, vom Momente an, da bei der Mittagstafel der Toast auf's Vaterland hergebrachtermaßen den Reigen eröffnete, ein Redner nach dem andern die Stufen zur Tribüne hinanschritt.

Zu jener Nachmittagsstunde, als der Schloßbauer und seine Tochter am Comitetisch saßen, hatten die vornehmsten Olympier, der Festpräsident Munzinger, Näff und Curti aus St. Gallen, Casimir Pfyffer aus Luzern, Drüey aus Waadt, schon gesprochen. Die Halbgötter waren nun an der Reihe.

Als Bäbeli den ersten Redner aus der Moosbekleidung der Tribüne hervortauchen sah, frug das neugierige Kind, wer wohl der blasse Mann mit dem traurigen Blicke sei. „Ein deutscher Flüchtling, der nun bei uns Schulmeister ist,“ war die Antwort. Die Flüchtlinge waren damals in der Schweiz noch interessant. Sie hatten noch nicht, gleich Heuschrecken, zu Zehntausenden das Land überzogen. Der fremde blasse Mann mit dem melancholischen Auge sprach vom Glück, eine Heimat zu haben, und schilderte mit beredten

Worten den Jammer des Verbannten. Die unruhige Menge würde mit größerer Aufmerksamkeit ihm zugehört haben, hätte sie eine Ahnung davon gehabt, daß der hochdeutsch sprechende Schulmeister etliche Jahre später ein Hauptredner der Frankfurter Paulskirche und eine der ersten Größen jenes Professoren-Parlaments sein würde; welche schließlich eine nach der andern zwischen die reaktionären Stühle und die revolutionären Bänke fielen.

Auf den melancholischen deutschen Schulmeister folgte ein blonder Ostschweizer, strotzend von Festfreude und Wörterfülle. Sein Toast ergoß sich wie ein Gießbach im Frühling. Er erzählte dem Volk, das immer dichter sich herbeidrängte, einen Traum. Er verkündete, was die eidgenössische Mutterfahne dort oben auf der Fahnenburg in stiller Mitternacht zu den um sie versammelten Töchtern, den Kantonalfahnen, gesprochen habe von Geschwisterliebe und Eintracht. Unendlicher jubelnder Beifall überschüttete den Redner, dem es gelungen war, der Stimmung des Tages Worte zu leihen; er wurde einer der Löwen des Festes. Wandelbare Gunst der Menge! Zwei Jahre später jagte mit Hohngeschrei und Pfeifen dasselbe Volk denselben Redner von der Tribüne und

nannte ihn spottweise: „Den Träumer von Solothurn.“ — —

Der lärmende Beifall, die Blechmusik, welche mit einem schmetternden Stücklein in den Jubel eingefallen war, ließ den Namen des nächstfolgenden Toastbringers, den der Festpräsident nun nannte, überhören. Es war, als durchzucke ein elektrischer Funke des Schloßbauern Kind, als derselbe in ein paar raschen Sprüngen die Schützenkanzel bestieg. Es konnte einen Schrei der Ueberraschung nur halb unterdrücken, wurde roth vom Saum seines schwarzsammtenen „Göllers“ bis zum Scheitel hinauf, wo sein zierliches Schwebelhütchen saß und reckte dann den schlanken Hals, als ob es ein Leben gegolten hätte, kein Wort des Trinkspruches zu verlieren, der jetzt gehalten werden sollte. Auch im Schloßbauer selbst hätte ein aufmerksamer Beobachter einige Aufregung wahrnehmen können, welche sich durch ein kaum merkliches mißbehagliches Rutschen auf dem Banke offenbarte.

Es war ein junger Mann, fast noch ein Student, welcher nun mit festen Blicken die Menge überschaute und dann mit sicherer volltönender Stimme zu sprechen begann. Es habe, — so lautete der Inhalt seines Trinkspruchs, — der

Vorredner uns eine gemüthliche Familienszene zwischen der eidgenössischen Mutterfahne und ihren Töchtern geschildert. Er für seinen Theil wünsche den Töchtern etwas mehr Bescheidenheit: sei ja die Mutter doch noch immer die schönste und werde auch hoffentlich ihre Töchter noch alle überleben. Jetzt sehe man den Wald vor lauter Bäumen, das Vaterland vor lauter Vaterländern nicht. Wie lange werde noch, — frug der Redner, — die Jungfrau Helvetia sich von einer Menagerie von Bären, Löwen, Adlern, Steinböcken und Basilisken umschwärmen lassen müssen, gleich der Zauberin Circe? Wie lange werde es noch gehen, bis man sich ein Herz fasse, die wuchernden Zäune auszureißen, womit der Schweizer 22 Heimwesen umhaget seien, um dann eine einzige schöne große Heimat zu gewinnen? — Er bringe seinen Toast dem weißen Kreuz im rothen Felde, in erhabener Einsamkeit auf der höchsten Zinne des Vaterlandes aufgepflanzt. — —

Als der Redner zu Ende war und den silbernen Pokal an die Lippen setzte und die drei Schüsse vom Blumenstein herüber donnerten, jubelte zwar die Menge, vom feurigen Redestrom hingerissen, so wie sie den meisten Rednern Beifall gejubelt hatte. Aber die Herren am Comitetisch blieben

still und schüttelten die Köpfe. Einige runzelten die Stirn', als wollten sie sagen: „was braucht uns der da aus der Schule zu schwatzen?" — Andere lächelten vornehm, als dächten sie: „werde erst trocken hinter den Ohren, bevor du dich in die höhere Politik zu mengen wagst!" — Alle aber frugen, wer wohl der junge Mann sei, der so keck gesprochen habe.

„Das war unser Fritz," — rief Bäbeli vorlaut und wurde dann wieder roth wie eine Pfingstrose.

„Das war mein Sohn," — erläuterte der Schloßbauer, nachdem er, als hätte er über einen Aerger Meister werden wollen, ein Paar tüchtige Züge aus seinem silberbeschlagenen Ulmerkopf gethan. „Das war mein Sohn, der leider studirt hat, statt von seinem Vater den Pflug halten und den Dreschflegel schwingen zu lernen." —

Der Festpräsident, jener hagere Mann im grünen Schützenrock, mit dem umgelegten Hemdekragen und den durchdringenden grauen Augen, der eben hinter dem Bauer vorbeiging, klopfte demselben auf die Schulter und sprach: „gebt Euch zufrieden, Alter; aus Euerem Sohne wird was Rechtes. Denkt nur, ich hätte es Euch gesagt." — Aber der Schloßbauer schüttelte ungläubig

den Kopf und sprach brummend vor sich: „ja, wenn ein Zungendrescher etwas Rechtes wäre!“

Bäbeli ließ dem Vater keine Ruhe mehr. Sie wollten dem Fritz nach, — bat das Kind, — bevor er sich wieder in der Menge verlöre. Der Bauer war selber froh, einen Anlaß zu haben, vom Comitetisch, an welchem er nicht viel besser als auf Kohlen saß, aufzubrechen. Er versäumte jedoch nicht, trotz allem Zureden und der Versicherung, daß es an diesem Tische nichts koste, seine bestellte Flasche zu bezahlen, bedankte sich dann für die unverdiente Ehre, hier haben sitzen zu dürfen, langte den Zunächstsitzenden die Hand und verschwand — von Bäbeli am halbleinenen Rockschoß gezogen — im auf- und abwogenden Gewühle. —

Unten an der Treppe der Schützenkanzel wartete auf den jungen Redner, welchen Bäbeli „unsern Fritz“ genannt hatte, jener Graukopf mit weingeröthetem Gesichte, dem wir bei unserer Rundschau in der Speisehütte an einem mit Studenten und leeren Flaschen dicht besetzten Tische begegnet sind.

„Gut gesprochen, junger Mensch,“ — rief der alte Herr dem Heruntersteigenden entgegen. „Ich habe in Ihren Worten meinen Schüler erkannt

und bin stolz auf Sie. — Aber," — fügte er dann mit leiserer Stimme bei, als nun Fritz dicht neben ihm stand, — „mit Worten allein ist es nicht gethan. Wir müssen handeln. Wir müssen agitiren, conspiriren, revolutioniren. Begleiten Sie mich. Wir haben einen provisorischen Volksausschuß constituirt. Sie gehören auch dazu." Und der alte Demagoge legte seinen Arm in den Arm des jungen Mannes, zufrieden einen kräftigen Führer gefunden zu haben, der seine etwas schwankenden Schritte durch das schiebende und stoßende Gedränge lenken konnte.

Nun ging's, so gut es eben gehen wollte, vom Festplatz nach der Stadt. Dort steuerte der Graukopf, welchem der Wein nur die Beine dienstunfähig gemacht hatte, mit seinem früheren Schüler in eine ziemlich obskure Kneipe, wo in einem halbdunkeln Hinterzimmer ungefähr ein Dutzend Männer um ebenso viele Flaschen versammelt waren.

Die Anwesenden waren Malcontente aus verschiedenen Theilen der Schweiz, meistens junge Männer, welche beim Graukopf, — einem berühmten Professoren des revolutionären Staatsrechts, — ihre politischen Studien gemacht hatten. Nebst diesen waren auch einige Landsleute des

Herrn Professors da, nämlich flüchtige deutsche Revolutionärs, ächtes Hochgewild für die hohe Polizei jenseits des Rheines. Der Rest bestand aus jener Klasse harmloser Sansküllotten, welche des lieben Bummelns willen der Revolution zugethan sind, Fürsten gleich Austern verschlingen, wenn eine gute Flasche vor ihnen steht, aber im Grunde es kaum über das Herz brächten, einen royalistischen Floh zu knicken, — eine ungefährliche, kurzweilige Sippschaft, die leider am Aussterben ist.

Es war bereits eine ziemlich lebhafte Polemik im Gang. Ein blasser Mann mit Brille und norddeutscher Aussprache bemühte sich, die Grundrechte der Menschheit zu entwickeln, ohne die ein freies Volk gar nicht denkbar sei, und welche zu debatiren, festzustellen und förmlich zu proklamiren die Schweizer schon auf dem Grütli, so wie bei allen andern später sich darbietenden Gelegenheiten stets versäumt hätten. Diese Argumentation war zunächst gegen einen weingrünen Burschen mit üppigem rothem Schnurbart gerichtet, welcher mit ausgezogenem Rock sich behaglich auf seinem Stuhle schaukelte, der ab- und zugehenden Kellnerin den Arm gelegentlich um den Leib schlang und fleißig den entkorkten Flaschen zusprach.

Als der blasse Norddeutsche, der früher Redakteur eines belletristischen Journals in Leipzig gewesen war, zu Ende gesprochen hatte, blies ihm der Rothschnauz eine dichte Rauchwolke unter die Nase und hielt folgende, durch häufige Anfeuchtungen der Zunge unterbrochene Gegenrede: „Grundrechte? Larifari! — — Septembermannen in Zürich sammt der Tagsatzung zum Teufel jagen, — fremde Gesandte verfluchte Aufschnüfler über die Grenze führen, — Muri, Wettingen, St. Urban und andere reiche Pfaffennester ausnehmen, — Wein in den Klosterkellern dem Volk gratis auswirthen und mit Geld den Patrioten Schulden bezahlen. Das wahre Grundrechte, bei Gott! Ein Zopf, ein Aristokrat, ein Pfaff, wer's anders meint, bei Gott!" —

Das stark betonte ch im Wort „Grundrechte" beurkundete im Sprecher einen Schweizer vom reinsten Blute, hätte es nicht sein von allem unfruchtbaren Theoretisiren sich fernhaltendes, auf höchst praktische Resultate abzielendes Votum auch sonst erwiesen. Der Sohn Helvetiens hatte die meisten seiner Landsleute auf seiner Seite, welche seine Rede, die mit ihren Infinitiven wie mit Hagstecken dreinschlug, mit lachendem Bravo begrüßten. Etliche Deutsche dagegen, meistens dem

Lehrstand angehörend, traten sehr entschieden für die angefochtenen Grundrechte, als das unentbehrliche Fundament des modernen rationellen Staates, der Universal-Republik, in die Schranken, in vielfachen Citaten Hegel, Feuerbach und andere philosophische Celebritäten ihrer Schule als Gewährsmänner anrufend.

Der Graukopf, von welchem Fritz in diesen Klubb war eingeführt worden, hatte indessen für sich und seinen jungen Begleiter eine Flasche vom besten Neuenburger bestellt, — das Lieblingsgetränk des alten Herrn. Nachdem er mit Behagen ein Kelchglas des perlenden purpurnen Weines, der die klassische Sternprobe auf's Beste bestanden, geschlürft hatte, ergriff er ein auf dem Tische liegendes Messer und klopfte damit, Stillschweigen gebietend, an sein geleertes Glas.

„Laßt's gut sein, Kinderchen", begann er, sich an die ganze Gesellschaft wendend. — „Wie man Revolutionen macht, davon versteht ihr Alle nichts, — davon laßt mich reden. Grundrechte? Ganz recht! Das Urrecht des Volks zur permanenten Revolution, das wollen wir auch einmal in Paragraphen bringen, wenn die grobe Arbeit gethan sein wird. — Klöster aufheben? Diplomaten zur Thüre hinauswerfen? Charmant! Aber auch

damit fängt man nicht an. Es muß Einer erst Finger haben, bevor er eine Faust machen kann. Erst müssen wir in allen Kantonen, in allen Bezirken, in jedem Dorfe Volksvereine stiften. Wer für uns ist, muß unter die Fahne stehen; wer wider uns ist, wird als Aristokrat, Zopf und Volksfeind summarisch todtgeschlagen, — vorläufig moralisch in den Zeitungen. Ist uns eine Regierung im Weg, so schreiben wir eine große bewaffnete Volksversammlung aus, marschiren vor's Rathhaus und helfen den schlotternden Herren von ihren grünen Sesseln herunter. Auch der alten Mama Tagsatzung soll's nicht besser gehen. Dann ist der Volksverein die Eidgenossenschaft, die Klubbs sind die Kantone und im Wirthshaus wird regiert. An den kleinen Kristal, der sich am Fuße der Alpen gebildet, setzt sich Würfel nach Würfel an. Die deutsche, die französische und italienische Republik werden über Nacht aus dem Boden herauswachsen und die helvetische allmählig aufgehen in den mächtigen Töchtern. Dann wird die Morgenröthe der Freiheit leuchten der ganzen geknechteten Welt und das tausendjährige Reich der permanenten Revolution, des Ideals aller Staatsformen, seinen Anfang nehmen." — —

Unterdessen war ein Knabe in schwarzer

Sammtblouse eingetreten, musterte erst mit keckem Blicke die Anwesenden und setzte sich dann Fritz gegenüber an die andere Seite des Redners, welcher — als ob es sich von selbst verstände — den Präsidentenstuhl am langen Wirthstisch eingenommen hatte.

Die Erscheinung des jungen Menschen hätte — selbst ohne das bedeutsame Augenzwinken des Eidgenossen, der die Grundrechte mit Infinitiven todtgeschlagen hatte — die Aufmerksamkeit unseres Fritz auf sich gezogen. Die Formen, die sich unter der schwarzen Sammtblouse bargen, waren nicht die eines halberwachsenen Knaben, sondern viel runder und weicher. Die Füße, welche aus dem weiten weißen Beinkleid hervorguckten, waren klein und in feine Glanzlederstiefelchen gekleidet, die Hände weich und weiß und unter der Mütze hervor, die keck auf dem Ohre saß, fiel die Fülle der braunen Haare zurückgekämmt bis auf die Schultern hinunter.

„Gut, daß du mich gefunden, Fränzl," — rief der Professor des Barrikaden-Staatsrechts dem jungen Ankömmling zu, als er mit seiner Apologie der permanenten Revolution zu Ende war. „Ich habe mir während deiner Abwesenheit eine andere Stütze für meinen schwachen Leichnam suchen

müssen. Schenke dir ein und stoße mit deinem Stellvertreter an; — ihr müßt noch gute Freunde werden."

Ohne die geringste Spur von Verlegenheit zu verrathen, ergriff der Jüngling in der schwarzen Sammtblouse, das mit prickelndem Cortaillod gefüllte Glas und hielt es seinem vis-à-vis mit den Worten „also auf die Zukunft" entgegen.

Drittes Kapitel.

Der Heimgang vom Schützenfest.

Der Schloßbauer und sein Kind, welchen der von ihnen gesuchte Fritz unvermuthet wieder entführt und abhanden gekommen war, ließen sich noch eine Weile von der fluthenden Menge auf dem Festplatz hin und her treiben. Da es aber bald Abend werden wollte, entschlossen sie sich endlich — betäubt vom Lärm und Gewirre — ohne ihren Begleiter den Heimweg anzutreten.

Aber auch die Straße war noch überfüllt von Landleuten aus der Umgegend, welche von Festfreude und Schützenwein mehr oder minder begeistert ihre Tageseindrücke und Festerinnerungen nach Hanse trugen. Die jungen Leute jubelten und sangen und rühmten sich laut ihrer im Schützenstand oder der Speisehütte vollbrachten Thaten. Die Alten schüttelten den Kopf dazu, weil gar Manches, was sie heute auf dem Festplatz gesehen, mit ihren altmodischen Begriffen und Anschauungen sich nicht reimen wollte.

So wunderte sich z. B. ein altes Halbleinmannli, welches vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr aus seinem hinter den Winigerbergen versteckten Graben hervorgekommen war, über die curiose Mode, daß die vornehmen Herren, wenn sie Durst gehabt, auf eine Kanzel hinaufgestiegen seien und einen langen Spruch gehalten hätten; es wäre doch viel kommlicher gewesen, unten am Tisch sein Glas zu leeren. Ein altes Mütterchen ließ sich nicht nehmen, daß die Fahnen (nicht die unsichtbaren), welche man so andächtig unter Musik und Kanonendonner herumgetragen habe, geweihte Kirchenfahnen gewesen seien. Solche naive Ansichten verfehlten freilich nicht den lauten Spott der aufgeklärteren großen Mehrzahl der Heimgänger wachzurufen.

Die Wirthshäuser an der Landstraße waren alle gefüllt und aus allen drang Lärm von fröhlichen Gästen; denn mit dem trinken gehts dem Bauer, wie unsrem Herrgott mit dem regnen: hat er einmal recht angefangen, so kann er gar nicht mehr aufhören. Vor einem derselben, das an des Schloßbauers Weg lag, war ein ganz besonderes Gedränge und Juheien. Als Vater und Tochter näher kamen, sahen sie ein Rennwägelchen davor stehen und auf dem Rennwägelchen einen jungen

Mann, der in der einen Hand einen silbernen Becher hoch in die Lüfte streckte und in der andern eine halbgeleerte Flasche hielt, während das um das Wägelchen sich drängende Volk einen weithinschallenden Freudenjubel erhob.

„Des Müllers Ruedi", — rief halb erschrocken das Bäbeli und faßte den Vater beim Arm, um ihn zu veranlassen rascheren Schrittes vorbei zu marschiren. Aber schon hatte sie der junge Mann erblickt und rief, das Gejauchze überschreiend: „He, alter Schloßringgi und du Bäbeli, mein Schatz, wohin so schnell? Fall' deinen beiden Rappen in den Zügel, Hans, denn hier passirt man nicht ohne einen Schluck zu nehmen." —

Des Müllers Ruedi, der also sprach, war ein großer gutgewachsener Bursche mit einem wohlgepflegten Schnäuzchen und, wie sich's von selbst versteht, Korporal bei den Dragonern, weßhalb ihn Viele schlechtweg „Dragonerruedi" nannten. Ueberdieß war er auch ein guter Schütze, fehlte an keinem Schießen weit und breit und hatte das Glück und Geschick gehabt, sich einen „Nummernbecher" herauszuschießen, nämlich einen der silbernen Pokale, welche jenen Schützen als Ehrengabe zu Theil werden, die zwanzig bis fünfundzwanzig Treffer im thalergroßen Nummernkreise haben.

Unter solchen Umständen konnte Ruedi begreiflich nicht nach Hause fahren, ohne an jeder gastlichen Schwelle, über welcher unser Herrgott den Arm herausstreckt, einzukehren, seinen glitzernden Becher füllen zu lassen und zwar keineswegs mit sechsbatzigem Rachenputzer, — und jedem, der die Hand darstreckte, die Wonne fühlen zu lassen, den goldenen Wein aus dem vergoldeten Bauche des Ehrenpokals zu schlürfen.

Die Menge, welche des Müllers Fuhrwerk umstand, hinderte Vater und Tochter in ihrem Vorhaben vorwärts zu schreiten. Ruedi streckte ihnen den Becher entgegen: „Trink, mein feines Täubchen! Und du, alter Schloßrabe, darfst deinen Schnabel auch hineinstecken." —

Bäbeli lehnte ab: es hätte heute schon genug getrunken. Auch Schloßhans ließ den glücklichen Schützen seinen Becher umsonst strecken: sie pressirten heim, sagte er; es fange schon zu nachten an. „Ihr könnt ja mit mir fahren", — meinte der Dragonerkorporal; — „auf meinem Rennwägelchen ist Platz genug und mein Brauner wird uns auch zu dritt vom Flecke bringen." —

Bäbeli zupfte den Vater an seinem langen Rockschoß.

„Nichts für ungut", — erwiederte der Alte; — „es soll sein, als hätten wir von deinem Gutmeinen profitirt. Wenn wir nicht lieber zu Fuße gingen, so hätte ich meinen alten Grauen eingespannt."

Und Vater und Tochter, welche sich unterdessen durch die gaffende Menge durchgearbeitet hatten, gingen ihres Weges fürbas. Aber Müllerruedi, vor Wein und Aerger roth wie ein gesottener Krebs, rief ihnen nach: „so lauf meinetwegen, du knurriger Schloßringgi! Ich weiß wohl, warum du nicht aus meinem Becher trinken magst. Du gehörst auch zu denen, welche die eidgenössische Schützenfahne einen Seidenfetzen schelten und die alten Landvögte wieder einsetzen möchten. Aber paß auf, euch wollen wir noch ringgeln! — Schad um's Meitschi", — schloß er und trank dann, seinen Zorn hinunterzuspülen, den Ehrenpokal bis auf die Nagelprobe leer. Hierauf langte er in den Hosensack, zog eine Hand voll Thaler heraus, warf dem Wirth, der dienstfertig neben dem Fuhrwerk stand, einen derselben zu, schwang dann, ohne auf die kleine Münze zu warten, die Peitsche und fuhr mit seinem wilden Braunen, daß Kies und Funken stoben, auf und davon — jedoch nicht weiter, als bis zum nächsten Wirthshaus, wo wiederum

Freunde und Bekannte sich fanden und wiederum die Becherweihe vor sich ging. —

Der Schloßhans und das Bäbeli hatten die staubige Landstraße verlassen, um einen kürzenden Seitenpfad einzuschlagen, welcher durch lichten Buchenwald führte. Hinter ihnen glühte durch die Zweige der leuchtende Abendhimmel, — vor ihnen goß der Mond die Milch seines milden Lichtes über die Wipfel und den Rasen, der den Waldpfad mit einem Sammtteppich belegte. Im dunklen Geäste flatterten, ihr Nachtquartier beziehend, ein Paar Drosseln und pfiffen dazu ihr Abendlied.

Dem Bäbeli war's in der grünen Waldeinsamkeit erst wieder recht leicht und froh um's Herz geworden und — als es recht sicher war von den auf der Chaussee wimmelnden Leuten nicht mehr gehört zu werden, sang es mit einer Stimme, so hell und fröhlich wie Drosselschlag:

„Mis Lieb isch gar wyt inne,
„Wyt inne uf der steinige Flueh;
„Wenn ich scho zue-nem wetti,
„O so reute mi die Schueh — —"

Das Lied war noch nicht verklungen, als plötzlich dicht vor dem vorausgehenden Bäbeli eine schwarze Gestalt aus dem Gestrüpp auf den

Waldweg hinaussprang. Das Kind stieß einen Schreckensschrei aus und zog sich in aller Eile hinter den Vater zurück, der sich veranlaßt fand, seinen Stock etwas fester als gewöhnlich mit den rauhen Fingern zu umfassen. — —

„Dieß zur Strafe, daß ihr mir davon gelaufen seid und euch ohne mich mitzunehmen auf den Heimweg begeben habt,“ — rief eine bekannte Stimme, — die schwarze Gestalt war niemand anderes als der junge Redner der Schützenkanzel, — und vertrat den erschreckten Wanderern lachend den Weg. „Ihr habt wohl geglaubt, ich hätte des Guten zu viel gethan und wolltet euch die Mühe ersparen, mich schwankend und taumelnd nach Haus zu führen. Zum Beweise, daß ihr mir Unrecht gethan, will ich selber euch nun zum Führer dienen. Hänge deinen Arm nur keck ein, Bäbeli! Ich werde weder straucheln noch stolpern.“

Das Mädchen that, wie ihm geheißen, und hing sich, von den Strapatzen des Tages doch etwas müde, an den Arm des Bruders. Zur andern Seite des Kindes ging der Vater. So schritten sie nun zu dritt' auf dem etwas breiter gewordenen Waldweg rüstig neben einander her, während ihnen der am schwarzblauen Himmel still wandelnde Mond die Laterne trug.

Der Schloßhans hielt es zuweilen in seinem Dialoge wie jener bedächtige Landsmann, der einst selbander von Bern nach Thun wanderte; vor Bern's Thoren von seinem Begleiter befragt, wie ihm der Kleeacker vorkomme, an welchem sie eben vorbeischritten, ertheilte jener zwischen Heimberg und Thun die gründlich überlegte Antwort „schön grün!“ — Er war schon eine geraume Weile und ein tüchtiges Stück Wegs mit seinem Sohne gegangen, als er sprach: „Ich glaubte, du würdest mit dem Müllerruedi heimfahren, wenn du es nicht vorzögest, bei den Herren in der Stadt zu bleiben.“

„Und mich des Schloßbauern und des kleinen Bäbeli schämen“, — ergänzte Fritz vorwurfsvoll. „Wofür haltet ihr mich, Vater?“

Man mochte wieder etwa einen halben Büchsenschuß weit gegangen sein, bevor der Bauer antwortete: „ich halte dich für einen Sohn, der nicht seinem Vater nachmäht. Du ackerst deine eigene Furche, Fritz. Auf das Feld, das du bebauest, verstehe ich mich nicht. Wärest du Bauer geworden, statt zu studieren, dann wüßt' ich dir vielleicht bessern Rath, als all' die Herren, die dir heute die Hand gedrückt haben. So aber

muß ich dich auf deinem Weg, wo ich dir nicht zu folgen vermag, allein gehen lassen.“ —

„Wo steht's geschrieben,“ — erwiederte Fritz lebhaft, — „daß der, dessen Vater Furchen pflügt, auch wieder Furchen pflügen soll? Wäre es so, was hätte dann der Mensch vor dem Ochsen voraus, der im Joche geht, oder vor dem Insekt, das seit tausend und tausend Jahren seine Wachszellen gleichmäßig mit Honig füllt? — Hört mich, Vater! Ihr wißt wohl, daß die Geduld mir fehlt, Tage oder gar Wochen lang den Flegel oder die Hacke zu schwingen oder dem Pfluge nachzugehen. Aber fehlt mir diese Geduld, so fühle ich dagegen die Kraft in mir, einen Sprung über den Zaun zu wagen, der des Schloßbauern Pächterhaus umhäget. Wäre es recht, wenn ich diese Kraft einrosten und erlahmen ließe? Sie soll mir helfen, die Höhen zu erklimmen, an die ihr bisher hinaufstauntet, als müßten einem Flügel angewachsen sein, um hinauf zu kommen. Seid getrost, Vater, ihr sollt Ehre an mir erleben, — ich will es zu etwas bringen!“

Der Schloßbauer schüttelte zweifelnd den Kopf. „Unser Herrgott hat verschiedenerlei Stände eingesetzt. Den einen hat er zum Regieren bestimmt, den andern zum Predigen und das Wort Gottes

zu verkünden, den dritten mit Ell' und Waage umzugehen. Der Bauernstand hat wohl die härteste und gröbste Arbeit von allen, ist aber deßhalb doch nicht der mindeste, sondern nach meiner Ansicht eher der vornehmste von allen, denn er schafft das Brod. Aber wie würd' es gehen, wenn der Pfarrer im Rathhaus regieren oder der Krämer das Waizenfeld ansäen wollte?" —

„Aber, Vater, die Schranken zwischen den Ständen waren nicht von Gott, sondern Menschenwerk und — morsch und wacklig, wie sie waren, — hat man sie zusammengerissen. Frei kann der stärkere Geist seine Flügel entfalten und, wäre er auch in einer Schloßscheuer zur Welt gekommen, hinauf sich schwingen auf die höchsten Spitzen. War einst der Junker auf dem Schlosse, als wir beide in derselben Nacht geboren wurden, nicht nackt und hülflos, gleich mir? Vater, mir sind seither Flügel gewachsen; — hinauf, hinauf drängt es mich! — Seht, Vater, es wirbelt jetzt in der Welt, wie in einem wilden Wasser, und wenn ihr aus euerem ruhigen Krebsloch in den Strudel blickt, so scheint euch Alles trüb und es will euch schier schwindlig werden ob dem Durcheinander. Aber ich bin ein guter Schwimmer, — ich bleibe nicht im Krebsloch, sondern werfe mich keck mitten

hinein und der Wirbel führt mich nach oben. Wer will mir verargen, wenn ich lieber zum hohen hellen Schloßfenster hinausschaue auf's Dorf hinunter, als daß ich vom niedern Pächterhaus durch's trübe Läufterlein nach dem Schlosse hinaufschiele, das Herz voll Neid und Galle?" —

Der Bauer ging wieder eine Strecke weit schweigend neben seinem Sohne. Nach einer ziemlichen Weile frug er; „Magst du dich noch an den Ueli erinnern, der vor etlichen Jahren Knecht bei mir war?" — Fritz bejahte. — „Der glaubte, es sei ihm keiner gleich im Laden der Garben und des Heu's. Wußte gar zierlich fast haushohe Fuder aufzubauen, — die fielen aber auf dem Heimwege gewöhnlich um oder blieben in den Aesten der Bäume stecken. Mußte ihm deßhalb den Abschied geben. — Fürchte, du ladest dein Fuder auch zu hoch, Fritz." —

Während diesem Gespräch zwischen Vater und Sohn waren die rüstigen Wanderer aus dem Walde herausgetreten. Der Mond hielt nun seine Laterne über reifende Kornfelder die scheunensehnsüchtig mit den schweren Aehren nickten, — über Wiesen, auf denen dunkelgrünes Emdgras bürstendick nachwuchs; hie und da leuchtete er über einen Steg der sich über einen leisemurmelnden, erlenbesäumten Bach legte.

Still war die Nacht, denn weder Menschenstimmen, noch Wagengerassel, noch Mühlengeklapper war weit und breit zu hören. Und doch füllte die stille, weiche Luft ein Gezirpe und Gesumme von tausend Stimmen, die entweder bei Tage stumm sind oder aber vom Tageslärm übertönt werden. Man hätte glauben mögen, auf jedem Grashalm und jeder Aehre wiege sich eine Grille oder Cikade oder ein anderer kleiner Musikant. Hunderterlei Insekten schwirrten, schnarrten, zirpten und lockten sich unter thaubeschwerte Blätter zu verliebten Stelldichein. Unter altem Gemäuer sangen Unken ihre melancholischen Mollarien, während da und dort ein vorlauter Laubfrosch aus grünem Gezweige heraus dem im nächsten Busche wohnenden Kollegen seine Meinung über die morgige Witterung zurief. Es waren Millionen kleiner Wesen, des Tages unbeachtet in ihren Verstecken schlafend, die sich nun in dieser schönen milden Sommernacht ihres Lebens freuten.

Auch Bäbeli freute sich, am Arm des Bruders hängend, seines Lebens. Der Geist des unerfahrenen Kindes vermochte zwar dem Gedankenfluge des jungen Mannes nicht zu folgen, aber sein Herz begriff ihn und gab ihm Recht. Stolz und leicht ging es an seiner Seite. —

Nicht lange, so erhob sich vor den nächtlichen Wanderern auf dem Kamme eines Hügels ein stattliches weißes Gebäude mit hohem Ziegeldach und langgestreckten Seitenflügeln. Aus dem Hofraum, welchen die Flügel umschlossen, ragten die breiten Kronen einiger Bäume und weit über dieselben hinaus schoß, gleich einer dunkelgrünen Riesenrakete, der schlanke Wipfel einer lombardischen Pappel. Es war das Schloß Matstetten, dessen imposante Masse sich vollmondbeleuchtet vom dunkelblauen Himmel abhob.

Am Fuße des Hügels, auf welchem das Schloß thronte, stand die sogenannte Schloßscheuer, ein weitläufiges Gebäude mit Ställen und Speichern, Heu- und Garbenbühnen, mit Wagenschuppen, Dreschtennen und Futtertennen. Sonnenhalb war die freundliche und saubere Pächterwohnung angebaut, in welcher nicht nur der Schloßhans sondern schon dessen Vater geboren und grau geworden war.

Viertes Kapitel.

Schloß Matstetten und seine Gäste.

Schloßhans redete seinen Pachtherrn nie anders als mit dem Titel „Junker Oberherr" an. Mit dem Schloßgute waren nämlich ehemals einige Feudalrechte verbunden gewesen. Der große Revolutionssturm, welcher Anno achtundneunzig auch über diese Gegend hingebraust war, hatte zwar diese Feudalrechte längst spurlos weggefegt. Da aber des Schloßhansen Vater und Großvater dem „Junker Oberherrn" gezinset hatten, so war für den Schloßhans kein Grund vorhanden, warum nicht auch er dem „Junker Oberherrn" hätte zinsen sollen.

Der Junker Oberherr selbst nannte sich mit Vorliebe einen „alten Berner." Der „alte Berner" ist steif und kalt wie Eisen, aber auch fest und zuverlässig wie Eisen. Der „alte Berner" weicht kein Haar breit von seinen Grundsätzen ab, Niemanden zu lieb und Niemanden zu leid. Wenn auch nicht in seinem Wappen so doch in seinem

Herzen führt der ächte alte Berner vom Schlage des Junker Oberherrn die Devise: «noblesse oblige.» —

Schon mit der Restaurationsregierung war der Junker Oberherr nicht im besten Einvernehmen gestanden, da dieselbe nach seiner Ansicht viel zu bureaukratisch regierte. Seit der Dreißiger-Revolution hatte er sich gänzlich von den Geschäften zurückgezogen und lebte für sich auf seinem Schlosse.

Vor Zeiten hatte der Schloßherr seine Freunde und Bekannten alljährlich zur Eröffnung der Jagd nach Matstetten eingeladen, da dann während zwei bis drei Tagen viel Lärm und Leben die sonst so stillen Mauern erfüllte. Da zog man des Morgens früh mit Hunden und Jägern, mit Halloh und Hörnerklang aus; und hatte man des Abends die reiche Beute heimgebracht, so wurden die Gäste zum Schluß an einem splendiden Bankette bewirthet. Seit der Junker Oberherr alt geworden war und die Bauern, welche keinen gestrengen Landvogt mehr fürchteten, die meisten Hasen mit ihren Kommisgewehren todt geschossen hatten, war zwar die Jagd unterblieben, die Gäste fanden sich jedoch nichtsdestoweniger ein und der Schloßherr

bewirthete sie nicht minder splendid als zur guten alten Zeit. —

Es waren etliche Wochen seit dem Solothurner Schießen verflossen, als die Gäste auf Schloß Matstetten erwartet wurden. Gehen wir ihnen um ein Paar Schritte voraus.

Wir treten durch das geöffnete Portal in den Schloßhof. Uns umsehend erblicken wir zuerst zu beiden Seiten des Eingangsthores zwei steinerne Brunnenschalen, die sich an die Mauer lehnen und ihren Wasserstrahl aus dem Munde zweier rohgearbeiteten, halbeingemauerten Tritonen empfangen. Während vor uns das Mittelgebäude des Schlosses mit seinen hohen Fenstern und seinem schwerfälligen, gähen Dache sich erhebt, dehnen sich zur Rechten und zur Linken die langen Seitenflügel mit den Pferdeställen, Remisen, Gesindewohnungen u. s. w. — Die Mitte des Hofraums ziert ein eirunder Rasenplatz; einige buschige Akazien beschatten denselben, aus deren Mitte sich die bereits erwähnte lombardische Pappel erhebt. Im Hofe bewegt sich eine einzige menschliche Gestalt, ein alter, das Gnadenbrod essender Gärtner, welcher mit einem eisernen Rechen die letzte Hand an den von Unkraut sauber gereinigten Kies legt.

Wir haben nun das Dutzend Stufen der breiten Freitreppe hinanzusteigen, um in die weite Vorhalle einzugehen, von deren Decke ein künstlich getriebener messingener Leuchter hernieder hängt. Die Gypswände dieser Vorhalle hat der Pinsel eines Flachmalers in gelben und grauen Marmor verwandelt; der Boden ist mit Sandsteinfließen belegt. Auch hier finden wir noch kein menschliches Wesen. Spähen wir aber durch die halbgeöffnete Thür zu unsrer Rechten, die in den Eßsaal führt, so entdecken wir eine mit schneeweißem Damastlinnen, altväterischem Porzellan und schweren Silberbestecken gedeckte Tafel und zwei Frauengestalten, die sich anordnend um dieselbe bewegen. — Die eine derselben ist eine Bekannte, — niemand anders, als des Schloßbauern Bäbeli. Die andere, eine hohe schlanke Gestalt in weißem Kleid, mit reichem blondem Haar, welches zu beiden Seiten des Gesichts in Locken bis auf die Schultern herunterfällt, ist das Fräulein, mit welchem Bekanntschaft zu machen wir später Gelegenheit finden werden.

Schreiten wir durch das Vestibül und öffnen wir leise die hohe Flügelthüre der Eingangspforte gegenüber, welche in den Empfangssaal führt. Dieser Saal bildet die ganze Gartenfronte des

Hauptgebäudes. Vier hohe und breite Fenster und eine Glasthüre öffnen sich gegen eine blumengeschmückte Terasse. Die Rückwand zu beiden Seiten der Flügelthüre ist mit zwei kolossalen Oelgemälden bedeckt, welche Schlachtscenen aus dem spanischen Erbfolgekrieg darstellen. An beiden schmaleren Seitenwänden des Saales stehen zwei Marmorkamine einander gegenüber. Die Decke schmückt ein drittes kolossales Oelgemälde, die Götter des Olymps darstellend. Altväterische Sophas und Lehnstühle mit bunten Gobelintapeten ausgeschlagen bilden das Mobiliar.

In diesem Saale schreitet der Junker Oberherr, die Hände auf dem Rücken, ernsthaft und aufrecht hin und her und erwartet seine Gäste. Da wir uns nicht rühmen können, zu denselben zu gehören, so wollen wir, als stille unsichtbare Beobachter, uns unbemerkt in einen Winkel drücken. — —

Endlich rollten die ersten Wagen zum Hofthor herein. Es stiegen einige Vettern und Jugendfreunde des Schloßherrn aus. Sie gehörten zu den Leuten, welche während der Restaurationszeit mehr oder minder wichtige Staatsämter bekleidet hatten und seit Anno dreißig, von unfruchtbarem Aerger über die stets weiter um sich fressenden

revolutionären Ideen geplagt, entweder auf ihren Landgütern Kartoffeln bauten oder aber als Städter sich in unnahbaren Kotterien abschließend Trost und Labsal in der Lektüre des „Berliner Wochenblattes“, des „österreichischen Beobachters“ und der «Gazette de France» fanden.

Nicht lange, so folgte eine Kutsche, die sich durch ihre reiche Vergoldung, durch den Krummstab auf dem Wagenschlag und die vier glänzenden wohlgenährten Rappen auszeichnete, die das Gespann bildeten. Dieser Wagen brachte den Prälaten eines reichen und mächtigen Klosters, welches in ziemlicher Nachbarschaft dicht an der jenseitigen Grenze des katholischen Nachbarkantons seine weithinschimmernden Kuppeln und Thürme erhob. — Ungefähr gleichzeitig erschienen auch ein Paar protestantischer Pfarrherren der Umgegend, welche sich der besondern Gunst des Junker Oberherrn erfreuten, — jedoch nicht vierspännig, sondern bescheiden zu Fuß.

Ganz zuletzt langte in einer eleganten Calesche ein rundlichtes Männchen an mit schneeweißem Haar, lebhaftem Auge, untadelhaftem schwarzem Anzug und einer ganzen Reihe von Orden auf der Brust. Es war ein früher sehr einflußreicher Diplomate, der zwar schon seit Jahren seine öffent-

liche Carriere verlassen hatte, aber — gleich jenen Kutschern, die noch bis in ihr hohes Alter für ihr Leben gern mit den Peitschen knallen — sich noch jetzt mit Vorliebe damit beschäftigte, kleine Intriguen anzuspinnen und kleine Machinationen einzufädeln. Er stand bei denen, die im Fürsten Metternich den politschen Messias verehrten, in nicht geringem Ansehen, da er sich rühmte — ob mit Recht oder mit Unrecht, sei nicht entschieden — mit jenem Dekane der europäischen Diplomatie in vertrauter Korrespondenz zu stehen. —

Nicht lange, nachdem der Diplomat ausgestiegen war, eröffnete er den aus dem Empfangssaal nach der Tafel sich bewegenden Zug, indem er das „Fräulein" am Arm führte.

Obwohl der Junker Oberherr lauter männliche Gäste geladen hatte, so war doch die blonde Schöne im weißen Kleide keineswegs die einzige Dame bei Tische. An der Seite des Kanzlers des Prälaten hatte eine merkwürdige Figur ihren Platz, von welcher auf den ersten Blick schwer zu entscheiden war, welchem Geschlechte sie angehörte. Aus einem schwarztüchenen kaftanähnlichen Kleide ragte ein blatternarbiger Kopf mit einem Walde schwarz und grau melirter à la Titus frisirter Haare und einer Brille mit zwei großen zirkelrunden Gläsern.

Aus diesem blatternarbigen mit einem ziemlich markanten grauen Schnurbarte versehenen Menschengesichte heraus sprach eine Stimme, deren tief vibrirendes Metall viel eher das starke als das zarte Geschlecht des Inhabers zu verrathen schien. Wäre dieses räthselhafte Individuum nicht «Madame la chanoinesse» betitelt worden, man hätte es füglich für einen invaliden Husarenunteroffizier im Schlafrock halten können.

Madame la chanoinesse, welche höchst geläufig französisch und ein äußerst komisches Deutsch sprach, vereinigte in ihrer Person die Stellen einer dame de compagnie des „Fräuleins" und eines Schloßkastlans. Sie gehörte nicht minder zum Inventar des Schlosses als die mit Gobelintapeten ausgeschlagenen Stühle und der in Oel gemalte Olymp und befand sich seit mehr als einem Vierteljahrhundert hier, wo sie zuerst als Gesellschaftsdame der Frau Oberherrin und nach deren frühem Tode als Gouvernante der Kinder ihren Thätigkeitskreis gefunden hatte. Was über die Zeit hinausging, da die Chanoinesse etwa dreißig gezählt haben mochte, war mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt, den sie trotz ihrer Geschwätzigkeit niemals lüftete. Man raunte sich in die Ohren, die Dame mit dem grauen Schnurbärtchen

sei in ihrer frühern Jugend Himmelsbraut gewesen; durch die Stürme der französischen Revolution aus dem klösterlichen Asyl vertrieben, sei sie nach verschiedenen Abenteuern mit Verläugnung ihres Geschlechts zu einem Husarenregiment gekommen und habe endlich als Titular-Chanoinesse den Pallasch und Dolman wieder mit dem Unterrock vertauscht, nachdem sie durch einen Säbelhieb auf dem Schlachtfeld verwundet worden und ihr Geschlecht an den Tag gekommen war. Den bösen Zungen zu Folge, welche diese biographischen Notizen sich in die Ohren zischelten, zeugte der hinkende Gang der würdigen Dame für die Richtigkeit des Säbelhiebs. —

Kehren wir zu den Gästen zurück. Wie sich von selbst versteht, bestand die Unterhaltung meist aus sehnsüchtigen Rückerinnerungen an die gute alte und aus Expektorationen gegen die schlimme neue Zeit.

„Und doch wollen wir nicht alle Hoffnung aufgeben", — bemerkte im Verlaufe des Tischgespräches der Prälat des benachbarten Klosters, ein Mann von hoher imposanter Gestalt, die in ein langes weißes Gewand mit schwarzem Gürtel und schwarzer Stola gekleidet war, das Ordenskleid der Bernhardiner, — und auf der Brust das

goldene mit Juvelen geschmückte Kreuz eines infulirten Abtes trug. „Gottes Langmuth ist groß und unvermuthet kommt uns zuweilen das Heil von einer Seite, von welcher wir es am wenigsten vermuthet hätten."

„Das Gift des Zeitgeistes", — so fuhr der Prälat nach einer bedeutungsvollen Pause fort, — „ist noch nicht so tief in's Volk gedrungen, als manche wähnen. Die Bevölkerung mancher Gaue der Schweiz hängt noch fest am heiligen Glauben der Väter und läßt sich willig von ihrer geistlichen Führerin, der Kirche, leiten. Das schlichte Landvolk ist in seiner Mehrzahl gut gesinnt und haßt wie wir das Joch der Advokaten und Schulmeister."

„Wohlgesprochen, gnädiger Herr! Die Gesellschaft muß homöopatisch kurirt werden. Die Demokratie, von der Revolution geboren, wird die Revolution verschlingen." — Der Sprecher dieser Worte, welchen der Prälat in seiner Kutsche gebracht und dem Schloßherrn vorgestellt hatte, war jünger als die meisten übrigen Gäste. Er führte ein ziemlich fades, von hellblondem Haar beschattetes Gesicht, aber etwas leidenschaftliches, eitles, herrschsüchtiges blitzte in seinen grauen Augen.

„Wer ist der junge Mann? Ich habe nicht

das Vergnügen, ihn zu kennen", — frug der emeritirte Diplomat seine schöne Nachbarin. — Das Fräulein nannte leise den Namen des Gastes.

„Ach, sehr wohl! Der Saulus, der kürzlich zum Paulus geworden. «Enchanté, de faire sa connaissance !» —

„Mir scheint, wir sollten vor Allem unsern eigenen Grundsätzen treu bleiben", — hatte unterdessen der Schloßherr seinem jüngsten Gaste erwidert: „In Uri, Schwyz und Unterwalden mag Euere Demokratie am Platze sein. Aber in unsern Verhältnissen kann der Staat nur unter einer weisen väterlichen Aristokratie, die nach Traditionen und nicht nach Systemen regiert, unter einer Herrschaft der Besten, gedeihen und festen Bestand haben."

„Nur nicht in den Mitteln ängstlich sein im Kampfe mit unsrem gefährlichen Feinde", — entgegnete jener. „Um über unsre Gegner zu siegen, brauchen wir den Beistand der Masse. Sind wir dann einmal Meister des Schlachtfeldes, so richten Sie sich meinetwegen nach Belieben ein, meine Herrn. Aber vor Allem müssen wir der Hydra, die uns zu erdrücken droht, den Kopf zertreten." —

„Bravo, bravo", — rief der weißhaarige Diplo-

mat. „Das sind die wahren staatsmännischen Prinzipien!"

„Eintracht macht stark", — fuhr der Blondin, den wir soeben einen bekehrten Saulus nennen hörten, fort. „Wir müssen von den Feinden lernen, wir müssen, wie sie, zusammenhalten. Die Wiege der schweizerischen Freiheit bilde den ersten Kern unseres neuen Bundes. Luzern ist bereit, dem Radikalismus abzuschwören; es wird sich bald seinen uralten Eidgenossen anschließen zur Durchführung des großen Zweckes. Auch den katholischen Aargau können wir, Dank dem Einflusse Wettingens und Muris, zu den unsern zählen. Ebenso Wallis und Freiburg, welche uns die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu gerettet haben. Mit diesen läßt sich dann jenen radikalen Tagsatzungsschreiern schon Trotz bieten, besonders da auch Zürich halb gewonnen ist, St. Gallen und Solothurn schwanken und Basel und Neuenburg mindestens neutral bleiben."

„Excellent, vortrefflich", — unterstützte der Beordenssternte. — «J'en écrirai deux mots à mon ami Metternich. Was sagen Sie zu einer kleinen österreichischen Diversion in Tessin?"

Der Schloßherr schüttelte mit entschiedener Mißbilligung sein weißgelocktes Haupt. „Steht

der gesunde Kern des Volkes auf, um das Schreiberregiment auseinander zu sprengen, so stelle ich mich freudig an seine Spitze, wie ich es schon vor vierzig Jahren im „Stecklikrieg“ gethan. Nur kein Heil von Außen erwartet! Was haben uns die hohen Alliirten Anno vierzehn und fünfzehn gebracht? Ein wenig legitimen Firniß, das revolutionäre Gerüste der Mediation zu übertünchen! Hätte man unser Volk damals sich selbst überlassen, es wäre mit Freuden zu den patriarchalischen Zuständen zurückgekehrt, aus welchen es Schauenburg und Brüne und ihre räuberischen Halbbrigaden gewaltsam herausgerissen hatten.“ —

Die entschieden ausgesprochene Ansicht des verehrten Wirthes und die Erwähnung der französischen Invasion brachten die Unterhaltung auf ein anderes Kapitel. Die meisten der Anwesenden hatten jenes historische Drama miterlebt und wußten interessante Einzelheiten und Episoden zu erzählen. Der blonde Begleiter des Bernhardiner-Prälates, welchen jene Vergangenheit nicht besonders zu interessiren schien, benutzte die Gelegenheit mit dem Freunde Metternichs, der ihm gegenüber saß, nähere Bekanntschaft zu machen.

Fünftes Kapitel.

Plaudereien.

Nach Tisch führte der Schloßherr seine Gäste in den Garten. Eine Freitreppe verband den Empfangssaal mit einer breiten Terasse, die mit blühenden Topfpflanzen, Granatbäumen und Oleander geziert war. Hier wurde der Kaffee servirt. Aber bald zerstreute sich die Gesellschaft in den Anlagen, welche sich durch ihren Umfang, ihre gefällige Anordnung und die seltenen Pflanzen, die sie enthielten, in der Umgegend einen bedeutenden Ruf erworben hatten.

Der Junker Oberherr führte den Prälaten, dessen Gotteshaus ebenfalls keinen geringen Stolz auf seine Gärten setzte, in die Gewächshäuser, um demselben einige seltene, kürzlich erst erhaltene Zierpflanzen zu zeigen. Die Orangerie stand zwar jetzt leer, da die zum Theil noch in schönster Blüthe stehenden, zum Theil im Schmuck ihrer goldenen Früchte prangenden Pomeranzenbäume vor derselben im Freien aufgestellt waren. Dagegen

enthielt das Warmhaus in einem künstlichen warmen Sumpfe eine reiche Gruppe hohen Pisangs, der seine mächtigen Blätter und eigenthümlichen dunkelbraunen Blüthen nicht anders als in der tropischen Heimat entwickelte und es sogar bis zum Früchtetragen brachte. In einem andern Gelasse mit niedrigem Glasdach war die Temperatur noch höher gesteigert; hier reiften in ihrem Lohkasten etliche goldglänzende Ananas, während dicht an der Glaswand die vinca rosea und der hibiscus japonicus ihre Blüthen entfalteten und allerlei zierliche Passifloren Pfeiler und Sparren umrankten.

Nachdem der Prälat die vorgewiesenen hortikolen Seltenheiten mit Kennerblick betrachtet und dann mit seinem würdigen Wirthe die Allee von Pflaumenbäumen betrat, welche von den Warmhäusern nach dem im nordöstlichen Winkel des Gartens gelegenen Pavillion führte, frug er: „Und ihr Herr Sohn? Sie haben doch erwünschte Nachrichten von ihm?“ —

Der Gefragte schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. „Das aufwachsende Geschlecht schlägt aus der Art; es wollen keine ächten alten Berner mehr nachwachsen. Was ich von Theophil hören muß, freut mich nicht. Er verschwärmt und vergeudet seine

Jugend, ohne etwas zu lernen oder zu leisten. Und so sind die Andern auch. Sie erinnern sich wohl der Rechte ihres Standes und klammern sich daran fest; daß ihnen aber die edlen Namen, die sie tragen, auch Pflichten auferlegen, vor Allem die Pflicht, ihre Ehre rein und fleckenlos zu erhalten, das haben sie vergessen."

„Jugend muß austoben", — beschwichtigte der Prälat; aber der Schloßherr wies ablehnend diesen Trost von sich und schüttelte noch einmal bekümmert sein Haupt. —

Im südöstlichen Winkel des Gartens war als Gegenstück des Pavillions, nach welchem der Wirth und sein geistlicher Gast sich begaben, ein Badhäuschen angebracht; vor demselben befand sich eine geißblattumrankte kühle Veranda. Hier hatte sich eine andere Gruppe der Gesellschaft zusammengefunden.

Madame la chanoinesse führte das große Wort.

„— — Parole d'honneur! — In gewissen Nächten geht in diesem Schlosse eine gespenstige Gestalt um, welche auf's Haar der von Monsieur Scribe und Monsieur Auber auf dem château d'Avenel zuerst entdeckten weißen Dame ähnlich sieht, — eine Erscheinung, die eigentlich heut-

zutag in keinem respektablen alten Schlosse fehlen darf."

„Haben Sie diese weiße Frau schon selbst gesehen?" — frug der Klosterkanzler.

„Freilich, — de mes propres yeux! — Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich d'ran denke", — bestätigte die Chanoinesse, indem sie mit der Hand über ihre grau melirten à la Titus frisirten Locken fuhr.

„So erzählen Sie uns doch", — bat ein entfernter Verwandter des Schloßherrn. „Ich hätte längst gern etwas Näheres von dieser räthselhaften Erscheinung gehört; aber mein geehrter Herr Vetter liebt es nicht, wenn darauf die Rede kommt und gibt nur kurzen Bescheid." —

Erzählen war für die würdige Chanoinesse schon an und für sich ein Genuß. Aber für die selbsterlebte Gespenstergeschichte, die en petit comité schon hundertmal zum Besten gegebene, einmal einen größern Kreis williger und gespannter Zuhörer errungen zu haben, das war ein doppeltes und dreifaches Glück. Nachdem die Gesellschaftsdame eine dem Gegenstand angemessene sehr ernsthafte Miene angenommen und mit ihrem buntseidenen Taschentuch ihre runden Brillengläser ausgewischt hatte, begann sie, wie folgt:

„Es war eine lange dunkle Winternacht zur Zeit, da die jungen Herrschaften noch ganz klein waren. Ich weiß nicht mehr genau, ob Fräulein Mathilde oder Herr Theophil oder gar alle beide am Scharlachfieber krank lagen. Da ich Mutterstelle an ihnen zu vertreten hatte, so hütete ich sie, wie meine Augapfel und wachte im Krankenzimmer. Alles war still mit Ausnahme der Ratten und Mäuse, welche hinter dem Getäfel Wettrennen hielten. Endlich gingen auch diese zur Ruh und ich glaube, ich war auf ein Paar Sekunden in meinem Lehnstuhl eingenickt, als ein kalter Luftzug mich weckte. Ich schlage die Augen auf et que vois-je? — Die leibhaftige dame blanche steht mit todtenblassem Gesicht und tiefliegenden Augen in ein langes Leintuch gehüllt unter der offenen Thüre! — J'apelle au secour; da verschwindet, bevor sie sonst Jemand sehen konnte, die Gestalt im dunklen Corridor, die Thüre schließt sich geräuschlos, nicht die leiseste Spur der Erscheinung bleibt zurück; und doch könnte ich einen leiblichen Eid darauf schwören, den spectre mit wachen Sinnen und offenen Augen gesehen zu haben."

Die Gespenstergeschichte machte nicht ganz die erwartete Wirkung. Auf einigen Gesichtern war

sogar ein leises spöttisches Lächeln zu erspähen über den Geist, welcher der im Fauteuil entschlummerten Krankenwärterin erschienen war. Hierüber etwas pikirt, fügte die Chanoinesse bei: „Ungläubigen ist freilich nicht gut predigen, sonst könnte ich meine Zeugen aufführen, welche vorher und nachher den revenant zu öftern Malen durch diese langen Gänge, diese weitläufigen und düstern Sääle und dunklen Alleen wandern sahen.“ —

„Also haben auch noch andere die weiße Dame gesehen“, — bemerkte der Klosterkanzler, indem er, um seine Tischnachbarin zu begütigen, eine möglichst ernsthafte Miene annahm. „Und seit wann zeigt sich diese Erscheinung?“ —

Die Chanoinesse legte mit bedeutsamer Gebärde den Finger auf den Mund und sprach dann leise: „Seit dem Tode der seligen Frau!“

„Nicht etwa als ob man glauben dürfte“, — fügte sie jedoch sogleich begütigend bei, — „die gute Dame finde keine Ruhe im Grabe, — war sie ja schon bei Lebzeiten ein Engel von Güte. Und werden ja auch sonst gar allerlei spuckhafte Erscheinungen hier im Schlosse gesehen; z. B. das grüne Männchen, welches in den unterirdischen Gängen sein Wesen treibt, die das Schloß ehemals mit der Johanniter-Komthurei nebenan in

Verbindung setzten. Dann ist auch der leuchtende Kindskopf, welchen späte ländliche Wanderer in tiefer Mitternacht bald an diesem, bald an jenem Fenster des Schlosses haben erscheinen sehen.“ —

——— Der „bekehrte Saulus“ und H. v. D., der in Ruhestand gesetzte Diplomat, hatten sich in die Irrgänge des Lustwäldchens zurückgezogen, welches mit seinen schattigen Buschparthien die Schloßterrasse umfing, und sich als ein interessantes Arboretum der mannigfaltigsten seltenen Bäume und Sträucher auswies. Die beiden Herren mochten sich jedoch schwerlich mit botanischen Studien beschäftigen, da sie sogar an dem Papiermaulbeerbaum und einigen höchst merkwürdigen Coniferen achtlos vorüberschritten. Ihr Gespräch wurde trotz seiner Lebhaftigkeit äußerst leise geführt. Da wir den Inhalt desselben mitzutheilen nicht im Stande sind, so wollen wir uns nach einem andern Theil des weitläufigen Schloßgartens wenden. —

Hinter dem vorerwähnten Badhäuschen, unter dessen kühler Veranda die Chanoinesse einen Theil der Gäste mit Gespenstergeschichten unterhielt, befand sich — nur den Schloßbewohnern bekannt — ein trauliches, einsames und heimliches Plätzchen. Es war eine Tuffsteingrotte mit einem Becken, in

welches das Wasser des Badbrunnens abfloß. Neben dem rauschenden Wasser war eine Bank angebracht. Eine Gruppe hoher Silberpappeln gab erquickenden Schatten. Die Aussicht war dem Garten und dem Schlosse abgewandt und dem fernen blauen Jura zugekehrt, der in einer Entfernung etlicher Stunden seinen waldigen Rücken erhob. Senkte sich das Auge und folgte dem Fußpfad, der den Abhang des Schloßhügels hinunter führte, so fiel es auf das Pächterhaus, wo unser Bekannte vom Solothurner Schießen her, der Schloßhans, wirthschaftete.

Nach diesem stillen, verborgenen Plätzchen hatte sich das Schloßfräulein, welches sich von keinem der Gäste ihres Vaters besonders angezogen fühlte, für ein Paar Augenblicke geflüchtet.

Fräulein Mathilde war eine Schönheit, welche einem Maler hätte zum Modell dienen können. Ihr von reichen blonden Locken umwalltes Gesicht hatte feine, regelmäßig geschnittene Züge und ein untadelhaftes Oval. Ihre Gestalt war hochgewachsen und voll. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Imposantes, was an ihren Herrn Vater erinnerte; man hätte umsonst an ihr eine Spur jener reizenden, beistandbedürftigen weiblichen Schwäche gesucht, welche das schöne Geschlecht auf

das starke anweist. War vielleicht dieser Mangel an liebenswürdiger Schwäche schuld, daß Mathilde, obwohl über fünfundzwanzig, noch immer Fräulein hieß? Auf ihren Knien lag Jean Pauls Titan aufgeschlagen; aber ihre Blicke schweiften drüber weg in die blaue Ferne.

Da schaute unversehens des Schloßhansen Kind hinter dem dicken Stamme einer Silberpappel hervor und rief fröhlich: „Da bin ich wieder!“ Hierauf setzte sich Bäbeli auf einen Stein zu des Fräuleins Füßen, welches seinen Arm zutraulich um den Hals des Bauernmädchens legte.

Bäbeli wollte im aufgeschlagenen Buche blättern, aber Mathilde wehrte es: „Das ist nichts für dich, mein Kind! Da wirbeln Millionen von Bildern und Gedanken wie in einem verworrenen Traum durcheinander oder wie Staubatome in einem grellen Sonnenstrahl. Ich will dir nächstens etwas zum Lesen geben, was besser für dich paßt, Göthe's Hermann und Dorothea. Aber heute wollen wir lieber plaudern. Errathe, woran ich eben dachte, als ich nach dem blauen Berge hinüberblickte, — so tief in Gedanken versunken, daß ich dich nicht einmal den Fußweg hinauf kommen sah.“ —

Bäbeli blickte forschend in des Fräuleins Augen und sagte dann; „Gewiß dachten Sie wieder an die Frau Oberherrin selig!“ —

„Getroffen, mein Kind,“ — erwiederte Mathilde. „Ich suchte mir jenen Tag wieder recht deutlich zu vergegenwärtigen, da ich meine Mutter zum letzten Mal sah. Es war hier an dieser selbigen Stelle an einem heißen Sommertage. Ich saß ihr zu Füßen und spielte mit kleinen verschiedenfarbigen Kieselsteinen, die ich gefunden hatte. Sie ruhte auf dieser steinernen Bank und trug ein weites schwarzes Seidenkleid; sie sah blaß aus und schaute, wie ich eben that, in Gedanken nach dem blauen Berg hinüber. — Des andern Tages sagte man mir, es habe über Nacht ein Engel mir ein Brüderlein gebracht und die Mutter dann gleich mit sich in den Himmel genommen. Ich weinte und schrie, der Engel könne das Brüderlein behalten, er solle nur das Mütterchen wieder bringen. Half aber Alles nichts.“

„Und in derselben Nacht kam auch Fritz zur Welt.“ — „Aber deine Mutter hat es nicht mit dem Leben bezahlen müssen!“ —

Des Schloßbauern Kind wollte versuchen, die trüben Gedanken des Fräuleins wegzuscherzen. Es erwiederte: „freilich nicht! Sonst würde ja

Bäbeli jetzt nicht zu Ihren Füßen sitzen und Ihnen Ihr schönes weißes Kleid zerknittern." Aber die Thränen traten ihm nun selbst in die Augen und es fügte bei: „und doch wäre es für die arme Mutter besser gewesen, es wäre ihr wie der Frau Oberherrin ergangen und man hätte sie dort an der Kirchenmauer unter dem alten Hollunderbaum in's Grab gesenkt." —

„Wie geht's der guten Frau," — fragte das Fräulein. „Es ist lange her, daß ich sie gesehen habe; weiß ich ja, daß sie die Besuche nicht liebt."

„Wie seit Jahren," — erwiederte Bäbeli. „Still und unbeweglich liegt sie auf ihrem Bette und ächzt und seufzt zuweilen. Soll sie sprechen oder das Bett verlassen, so muß ich's erschmeicheln. Nur während den mondhellen Nächten ist sie unruhig; da muß dann der Vater ernsthaft mit ihr reden. Da will sie dann fort und wir müssen die Thüre verriegeln und die Fenster verrammeln." — „Die Arme," — sagte bedauernd das Fräulein.

„Muß ich mir's nicht zum Vorwurf machen," — fuhr Bäbeli fort, — „daß ich diesem Jammer zum Trotz ein so ausgelassenes Kind bin und lachen und singen mag und oft laut aufjauchzen möchte vor lauter innerer Fröhlichkeit? Aber ich kann nicht anders und habe die Mutter kaum

anders gekannt, als so. War ich ja kaum zwei Jahre alt, als sie in das hitzige Fieber verfiel, aus welchem ihr Geist nie wieder erwachte." —

„Ich werde jene Schreckensnacht nie vergessen," — sprach das Fräulein. „Wir Kinder waren längst zu Bett. Da erwache ich und höre ein Brausen und Knistern und sehe eine röthliche Helle im Zimmer. Der Schloßflügel brannte, in welchem unser Kinderzimmer sich befand. Mein Vater war abgereist. Alles hatte den Kopf verloren und wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn der brave Schloßhans uns nicht aus dem Feuer geholt und dann dafür gesorgt hätte, daß der Brand, der weniger gefährlich war, als er aussah, gelöscht wurde."

„Die Mutter," — so ergänzte nun Bäbeli seinerseits die Erzählung des Fräuleins, — „lief, als sie das Feuer gewahr wurde, in der kalten Winternacht im bloßen Hemde nach dem Schlosse hinauf. Sie hörte schreien: die Kinder sind verbrannt. Da fiel sie, wie vom Schlage getroffen, zu Boden und als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, lag sie im Fieber. Zuerst tobte und wüthete sie, daß zuweilen ihrer Viere sie halten mußten, wonach sie dann allmählig stiller wurde;

aber ihr Geist ward nie wieder gesund. So hat mir's der Vater manch' liebes Mal erzählt."

„Du bist doch glücklicher als ich," — sagte das Fräulein nach einer Pause. „Meine todte Mutter liegt dort drüben in der Familiengruft; deine Gestorbene ist doch mitten unter euch geblieben; du kannst sie pflegen und ihr zu Liebe leben. Und wer weiß, ob ihr Geist nicht wieder aus seinem Todesschlaf erwacht."

Bei diesen Worten Mathildens erhielten die braunen Augen Bäbeli's wieder ihren gewohnten Glanz. „Gerade das hat mir unser Fritz auch schon gesagt," — rief es aus; — „und wenn Sie und mein Bruder den gleichen Ausspruch geben, dann ist's so und dann schwör' ich darauf."

Das Fräulein lächelte.

„Ihr müßt mir's schon zu gut halten," — fuhr Bäbeli fort, „aber es ist nun einmal so. Wenn Fritz etwas zu mir sagt, so ist es mir zuweilen, als ob das Fräulein spräche; und wenn Sie zu mir reden, so muß ich mich manchmal recht besinnen, ob es nicht Fritz ist, der es sagt."
— „Und wem glaubst du lieber, ihm oder mir?"—

Bei dieser schalkhaften Frage schoß dem Bäbeli das Blut in die Wangen; es versteckte sein Gesicht in des Fräuleins Schooß. Aber nicht

lange, so hob es das Köpfchen wieder und sagte: „wissen Sie, es ist mein Bruder!“ —

Das Fräulein seufzte: „Wenn ich nur auch einen solchen Bruder hätte!“ — „Und Herr Theophil?“ — frug Bäbeli. Aber Mathilde schüttelte schweigend den Kopf. —

In diesem Augenblick ließ sich vom Schlosse her die rufende Stimme der Chanoinesse hören, die dem Commandeur des Husarenregiments Ehre gemacht hätte, welchem die Dame einst angehört haben sollte. Bäbeli verschwand hinter den dicken Stämmen der Silberpappeln, wie ein scheues Reh; Mathilde kehrte zur Gesellschaft zurück, welche sich auf der Schloßterrasse wieder zusammengefunden hatte.

Bald darauf begannen des Junker Oberherrn Gäste aufzubrechen. Zuerst fuhr das Viergespann des Herrn Prälaten vor. In dasselbe stieg, nachdem er dem Schloßfräulein galant die Hand geküßt, auch der alte Diplomat; er wolle, sagte er, in der benachbarten Bernhardinerabtei noch einige Tage der Gesellschaft seines äußerst interessanten neuen Bekannten widmen. — Einige der Herren Vettern, welche zu weit entfernt wohnten, um heute noch nach Hause zu gelangen, wagten es, auf die Gefahr hin, von der weißen Dame, dem

grünen Männchen oder dem leuchtenden Kindskopf einen unerbetenen Besuch zu erhalten, von der Gastfreundschaft des Schloßherrn ein Nachtlager zu erbitten. — —

Daß die demokratische Republik auch ihre Fouche's aufzuweisen hat, beweist folgender Zeitungsartikel, der einige Tage später in einem vom berühmten Publizisten Zottelmeier redigirten Lokalblatte der Umgegend zu lesen war: — „Schon wieder ein Waldshuterverrath! Der bekannte und unverbesserliche Aristokrat v. M. versammelte am letzten Donnerstag auf seinem Schlosse eine Anzahl Gesinnungsgenossen um sich, um neue Complotte gegen die heiligen Rechte des Volkes anzuzetteln. Die Gesandten mehrerer der Schweiz feindlich gesinnten Mächte sollen incognito beigewohnt haben; ebenso eine Anzahl schwarzer Vögel höheren und niederen Ranges. Man sagt sogar, die Freiburger Jesuiten hätten einen Abgeordneten geschickt, welcher, um unerkannt zu bleiben, Weiberkleidung trug, aber trotzdem an seiner starken Baßstimme und schlecht rasirten Barte erkannt wurde. Es soll sich um nichts Geringeres gehandelt haben, als um die Anrufung einer österreichischen Intervention. Alle guten Patrioten werden aufgefordert, ein wachsames Auge auf

jene saubere Sippschaft und ihren Schlupfwinkel zu werfen und die Theilnehmer am Komplotte ad notam zu nehmen. Hütet euch, ihr Volksverräther! Die Nation wird einst fürchterliche Abrechnung mit euch halten." — —

Sechstes Kapitel.

Die Schloßgespenster.

Mit dem letzten seiner Gäste war auch der Junker Oberherr abgereist, um ein Landgut, welches einer seiner Herren Vettern zu erwerben gedachte, besichtigen zu helfen. Die altväterische Kutsche des Schloßherrn, mit zwei Schweißfüchsen bespannt, welche schon zur Mediationszeit als Füllen die Weide gestampft hatten, war noch nicht lange zum Portal des Schloßhofes hinausgerollt, als eine leichte, offene Kalesche hereingebraust kam, welche des Junker Oberherrn Stammhalter, Herrn Theophil von Matstetten, nebst etlichen seiner Freunde enthielt.

Dem alten Diener, welcher herbeieilte, den Schlag zu öffnen, warf Herr Theophil seinen Paletot an den Kopf. Jener stolperte erschrocken über einen Stein, was die aussteigenden jungen Herren veranlaßte, unisono in ein homerisches Gelächter auszubrechen.

Herr Theophil war untadelhaft nach dem neuesten Journale gekleidet, trug vergißmeinnichtblaue Glaceehandschuhe, hatte einen Augenzwinker eingekniffen und blickte, obwohl ziemlich klein von Statur, auf den weit zahlreichsten Theil der Menschheit, nämlich den stammbaumlosen, von oben herunter. Seiner Begleiter waren es drei an der Zahl. Ein Vorfahre des einen hatte unter Gottfried von Bouillon Jerusalem erobern helfen; vom Geschlechte des zweiten hing ein volles Dutzend gemalter Schultheißen zu Bern in der Bibliothek; die Familie des dritten hatte beinahe in jedem Jahrhundert der Schweizergeschichte dem Vaterland einen siegreichen Kriegsobersten geliefert. Hätte man jedoch Knochen und Muskeln aller drei zu einem einzigen Manne zusammenschweißen können, so hätte derselbe kaum vermocht, die Rüstung eines jener Ahnherren auszufüllen, geschweige denn zu tragen. Dagegen hatten sie sämmtlich feine Taillen, wohlfrisirte Haare, ihr Bischen Bart nach dem neuesten Schnitt und etwas matte, eingefallene Augen, was nicht sowohl angestrengter geistiger Arbeit, als vielmehr einer andern Art von Ueberanstrengung zugeschrieben werden durfte. Einer unterschied sich nicht wesentlich vom andern, — blos daß der eine apfel-

grüne, der andere buttergelbe, der dritte turteltaubenfarbige Handschuhe trug. —

Als das Fräulein den Thee servirte, wobei die Chanoinesse pflichtschuldigst das Amt einer Chaperone versah, sagte Theophil: „Ich hoffe, Schwesterchen, du findest bessern Gefallen an den Gästen, die ich dir heute gebracht habe, als an den Familien-Perrücken, welche Papa gestern traktirte."

„Die Familien-Perrücken mag ich von allen Perrücken noch am besten leiden", — erwiderte Mathilde, welche Antwort von etlichen der jungen Herren, deren schön frisirtes Haar keineswegs eigen Gewächs war, mit verlegenem, — von den andern besser von der Natur bedachten mit schadenfrohem Lächeln aufgenommen wurde.

Die etwas peinliche Pause, die entstanden war, unterbrach der junge Gentleman mit den apfelgrünen Handschuhen mit der Bemerkung: „Du solltest deine Vasallen besser dressiren, Theophil! Ich hatte erwartet, deine sämmtlichen Seelen männlichen und weiblichen Geschlechts zu deinem feierlichen Empfange im Schloßhof aufgestellt zu finden."

„Und wo blieb der Schulmeister stecken?" — fügte Emil, der Gentleman mit den buttergelben

Handschuhen bei. „Wäre es ja doch eigentlich seine Hundepflicht gewesen, den Schloßherrn mit einer Lobrede auf dessen Verdienste und Tugenden zu bewillkommnen. Ich hätte nicht aufgehört da capo zu rufen, bis er seinen Sermon noch einmal von vorn angefangen hätte.“ — „Und ich würde gepfiffen haben, bis er stecken geblieben wäre“, — rief Oskar mit den turteltaubenfarbigen Handschuhen; — wonach alle drei ihren zu Tage geförderten Witz höchst selbstgefällig belachten.

„Schwatzt mir doch nicht solchen piramidalen Guano vor“, — erwiderte Theophil, — „sondern laßt uns lieber das Repertoire des geistreichen Unsinnes festsetzen, welchen wir im Schlosse meiner Väter aufführen wollen, während mein gestrenger Herr Papa mit seinen beiden steifen Schweißfüchsen im Lande herum kutschirt. Was meinst du, Schwesterchen? Springe uns mit einem guten Vorschlage bei!“ —

„Macht, was ihr wollt, nur laßt mich dabei aus dem Spiele“, — entgegnete Mathilde.

«Un bal champêtre!» — meinte die Chanoinesse, deren Liebling Herr Theophil von jeher gewesen war.

„Vortrefflich! Und wenn du nichts von uns wissen willst, Schwesterchen, so soll das kleine

Bäbeli, deine protégée aus der Schloßscheuer, die Königin des Festes sein."

„Die Herren wollten sich herablassen, mit den Pächters- und Gärtnerstöchtern, den Küchen- und Stallmägden zu tanzen?" frug Mathilde spöttisch.

„Das haben die jeunes seigneurs d'autrefois auch gethan", — beschwichtigte die Chanoinesse. „Wir sind auf dem Lande et cela ne tire pas à conséquence." —

Nachdem das Fräulein sich entfernt hatte, wurde das geräumige Vestibül mit den Sandsteinfliesen zum Ballsaal eingerichtet. Der schwere eichene Tisch mit den gewundenen Füßen, der sonst in der Mitte der Halle seinen Platz hatte, wurde bei Seite geschoben. Der alte Diener, welchem Theophil bei seiner Ankunft den Ueberrock an den Kopf geworfen hatte, mußte sich fast außer Athem laufen, um den — gelben und grauen Marmor vorstellenden — Wänden entlang gepolsterte Stühle zu stellen. Die messingene Hängelampe diente als Kronleuchter und ein Gärtnerbursche aus Schwaben, der einige Tänze kratzen konnte, als Orchester.

Auch die Tänzerinnen ließen nicht lang auf sich warten, — es waren ländliche Schönen von der solidesten Sorte, welche in aller Eile weiße Strümpfe über die braunen Waden angezogen

und ihre Hände am Brunnen gewaschen und an der Schürze abgetröcknet hatten. Züsi kochte den Schweinen, als sie zum Ball abberufen wurde. Mareili, die Untermagd, ward am Schwenkkessel von der angenehmen Nachricht überrascht. Gritli, die Gärtnerstochter, lag schon ruhig schnarchend in den Federn, ließ sich jedoch keineswegs zweimal bitten. Nur Bäbeli aus der Schloßscheuer erschien nicht, trotz der peremtorischen Vorladung des künftigen Schloßherrn.

Der Ball war bald im besten Gange. Trotz der Protestation der Chanoinesse zogen die jungen Herren ihre Röcke aus und zündeten ihre Cigarren an. Ein starker Punsch, welchem die Tänzerinnen nach einigem Sträuben wacker zusprachen, half animiren. Züsi, Gritli und Mareili waren nicht aus so feinem Holz gedreht, als daß sie von den ziemlich unverblümten Spässen der Herren Theophil, Emil, Arthur und Oskar starken Schaden gelitten hätten. Sie kamen gar nicht aus dem Gekicher heraus, sondern mit jedem Glas Punsch nur immer mehr hinein. Die Cavaliers fielen von einem homerischen Gelächter in's andere über die gelungenen Witze, die sie den etwas schwer fassenden Schönen zum besten gaben. Hinter dem in einen Winkel geschobenen Tisch saß auf einem

Lehnstuhl die Chanoinesse, sprach dem Punsch nicht minder zu, als die Andern, und steckte, da sie sah, daß allem Protestiren zum Trotz das Rauchverbot doch nicht aufrecht erhalten werden konnte, unter allgemeinem Bravorufen selbsteigen eine Cigarre in's Gesicht. Im Uebrigen war, wie sie selber sagte, ihr Amt bei diesem kleinen improvisirten ländlichen Feste über die Handhabung des Anstandes zu wachen.

Aber trotz der hinter dem Punschglas rauchenden Sittenwächterin wurde der Ball allmählig wilder. Unversehens klopfte die dame d'honneur — Stille gebietend — an ihr Glas. Die jungen Herren hielten einen Augenblick inne, um auf den Toast zu hören, den die Chanoinesse nun, wie sie meinten, zum Besten geben würde. Als die ganze Gesellschaft sich aufmerksam um die Chaperone versammelt hatte, begann sie mit tiefer, hohler Stimme:

«Ecoutez, mesdemoiselles, es ist jetzt Zeit zu gehen nach Haus, c'est à dire au lit. Es kommt gleich die Geisterstunde, wo hier umgeht, — ihr wißt schon was. Im langen, langen weißen Leintuch kommt es dort die Treppe herunter und macht uh! Und dort aus dem Keller kommt das grüne Männle gestiegen und wen es anrührt,

der bekommt von jedem Finger einen schwarzen Fleck, kannst's mit hundert Zentnern Seife nicht abwaschen. Und seht ihr dort hinten im Gang den leuchtenden Kopf des armen unschuldig gemordeten Kindleins?" —

Alles war mäuschenstill geworden. Da pfiff plötzlich ein Luftzug durch den langen Corridor; hinten in der Finsterniß schlug eine Thüre zu. Die Mädchen schrieen laut auf.

«Allons, allons, au lit, mesdemoiselles! In's Bett! In's Bett!"

Fort waren sie, — alle miteinander davon gehuscht und verschwunden. Hierauf wünschte die Chanoinesse den jungen Cavalieren, die sich ziemlich verdutzt gegenüberstanden, gute Nacht und begab sich ebenfalls zur Ruhe. — —

— „Wir wollen doch nicht mit den Hühnern zu Bett," — meinte Theophil.

„Oder mit diesen Gänsen," — lachte Arthur.

„Hör' mal," — fügte Oskar bei, — „ich hätte deinen ländlichen Serail besser versehen geglaubt, nach Allem, was du darüber blagirtest."

„Die Perle davon habt Ihr gar nicht gesehen," — entgegnete Theophil.

„Scheint sich nicht von dir fischen lassen zu wollen, diese Perle," — spottete Emil.

Der alte Jakob hatte unterdessen noch eine Bowle Punsch gebracht, welche auf ausdrücklichen Befehl des jungen Herrn mit einer Flasche alten Madeira's verdünnt worden war. Die jungen Leute füllten auf's Neue ihre Gläser. Theophil, welchen der Spott seiner Freunde an empfindlicher Stelle verletzt hatte, beschloß — muthig gemacht durch das starke Gebräu — denselben nicht auf sich sitzen zu lassen.

„Wer will wetten? Bäbeli macht mir zur Stunde noch auf, wenn ich an sein Fensterlein klopfe!"

„Sechs Flaschen Champagner! — Wir kennen den Renommisten," — riefen die Andern in einem Athem.

„Es gilt! Ich bring' Euch, bevor die nächste Stunde schlägt, ein Wahrzeichen meines Besuches." — —

— Der Schloßbauer hatte den Junker Oberherrn, der sehr große Stücke auf seines Pächters landwirthschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen hielt, begleiten müssen, wobei er jedoch keineswegs zu den Herren in die Kutsche sitzen wollte, sondern an keinen andern Platz, als zum Kutscher auf den Bock. Ringgi mit dem nägelbeschlagenen Halsband, der nächtliche Wächter der Schloßscheuer,

war seinem Meister nachgelaufen, weßhalb sich jedoch Niemand bekümmerte, weder der Schloßhans noch die Zurückgebliebenen, da die gute Ordnung und das Paar kräftiger Fäuste, welche hier herrschten, in weitem Kreise genugsam bekannt waren, um von jedem Diebstahl oder Einbruch abzuschrecken.

So spät es war, so saß das Bäbeli doch noch in seinem Stübchen beim Lichte und war ganz in das Buch vertieft, welches ihm das Fräulein heute zum Lesen gegeben hatte. Die lebhafte Einbildungskraft des Kindes hatte es in jenes Städtchen am Rhein entführt, wo einst der Löwenwirth und die Löwenwirthin beisammen im kühlen Hinterstübchen saßen. Es hörte des würdigen Pfarrherrn lehrreiche Worte. Dann sah es den langen Zug der armen, vor dem plündernden und sengenden Feinde fliehenden Auswanderer. Es traf Hermann und Dorothea am Brunnen sitzend. —

Das Fenster war halb geöffnet, die milde, weiche Nachtluft einzulassen. Es war ein Bild freundlichster Ruhe, das Mädchen, den Kopf auf die Hand gestützt, in stiller Mitternacht bei seinem Lichte sitzen zu sehen, während der Mond die Silhouetten der Rebenranken am Fenster in scharfen schwarzen Umrissen auf die Vorhänge zeichnete,

welche Bäbelis kleines Heiligthum vor unberufenen Blicken schützten.

Leise Schritte, welche draußen sich hören lassen, vermögen nicht, das Mädchen in seiner Lektüre zu stören. Jetzt aber klirrt das Fenster, der Schatten von etwas Lebendigem zeichnet sich auf dem weißen Mousselin, es steigt Jemand in's Zimmer, Bäbeli springt erschreckt von seinem Sitze auf, der Eindringling tritt hinter dem Vorhang hervor und das Mädchen erkennt mit Verwunderung — Herrn Theophil.

Was der Herr um diese Stunde hier wolle? — „Nachsehen" — erwiederte Theophil, — „warum du nicht auf's Schloß zum Balle gekommen bist." —

Die Herren seien für des Schloßhansen Bäbeli zu vornehm, des Schloßhansen Bäbeli aber für die Herren zu gut, war die Antwort.

„Das sind Mücken, welche dir meine Schwester in den Kopf gesetzt hat, aber ich lass' sie nicht gelten. Daß du morgen ja nicht fehlst, dessen will ich mich jetzt durch ein Pfand versichern." Theophil, durch den Madeirapunsch keck gemacht, umfing mit dem einen Arm des Mädchens schlanken Leib und versuchte mit der andern Hand das schwarzsammtene, perlengestickte Göller loszuhäckeln,

welches nach bernischer Volkstracht dessen Hals züchtig verhüllte. Der junge Herr, der halb betrunken war und um Alles nicht ohne seine Trophäe zu den Freunden zurückgekehrt wäre, fühlte heute Kraft für zwei im Leibe. Aber Bäbeli, im Gefühl ihres verletzten jungfräulichen Stolzes und Schamgefühls wehrte sich kräftig. Während des Ringens stießen sie an den Tisch, die Kerze fiel um und löschte und das Stübchen ward nur noch vom Mondlicht erhellt, welches die Vorhänge durchscheinen ließen.

Da sah Theophil plötzlich eine Gestalt aus der Wand heraustreten. Sie schien in ein weißes Kleid gehüllt, — ein paar magere nackte Arme waren sichtbar, — ein Gesicht blaß wie eine Todtenmaske, — zwei Augen, die unheimlich in ihren tiefen Höhlen funkelten. — — Die Gestalt sprang auf Theophil los, faßte ihn mit den magern krallenartigen Händen und suchte ihn von Bäbeli wegzuzerren. Erschreckt fuhr der junge Mann zurück und riß sich los.

„Die weiße Frau!"

Kaum hatte die Erscheinung Theophils Stimme gehört, so erhob sie ein grelles Gelächter, schlug die Arme auseinander und ging ihm nach, als ob sie ihn umarmen wollte. Dieser, von panischer

Angst befallen, ergriff mit zu Berge stehendem Haar die Flucht auf dem nämlichen Weg, den er gekommen, nämlich durch's Fenster — und überließ das Bäbeli seinem Schicksale. — —

Die kranke Schloßbäurin im Nachtkleide stand jetzt mitten im Zimmer und schaute starren Blicks nach dem Fenster, durch welches Theophil verschwunden war. „Fort, fort!" — stöhnte sie. „Mochte nichts wissen vom Mütterchen!" — „Es war ja nicht Fritz," — sagte Bäbeli, — „es war unser junge Herr, der zu viel getrunken hatte."

Die Geisteskranke stieß einen schweren Seufzer aus. Bäbeli schlang schmeichelnd seinen Arm um ihren Hals: „Du bist mir zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen, Mütterchen; das war recht brav von dir. Aber jetzt gehst du wieder hübsch zu Bette, nicht wahr?" — Mit sanfter Gewalt ließ sie sich endlich wieder in das Nebenzimmer und zur Ruhe bringen.

Um einem fernern unverhofften Besuche vorzubeugen, verschloß hierauf das Mädchen sorgfältig Laden und Fenster. Der Schreck hatte dem Bäbeli keineswegs die Nerven angegriffen. Während des Auskleidens sang es mit schelmischem Spott:

„Chum-mer nit vor myni Thür,
„Oll i thue der Riegel für!
„Chum-mer nit vor mynes Huus,
„Oll i lah der Ringgi us!“ —

— Kehren wir zu Theophil zurück.

Wie mit Hunden gehetzt rannte er den steilen Fußpfad, der zum Schlosse führte, hinan. Da sah er unter den Silberpappeln hinter dem Garten etwas Unheimliches. Von weitem sah es einem kolossalen Glühwurm ähnlich, der sich im dunkeln Schatten der Bäume hin und her bewegte. Näher gekommen gewahrte Theophil deutlich einen mattleuchtenden Menschenkopf, der bald hinter einem der dicken Stämme der Pappeln verschwand, bald wieder erschien. Da seine Einbildungskraft schon von der Erscheinung in der Schloßscheuer in fieberhafte Aufregung versetzt worden war, so erfaßte ihn jetzt ein doppeltes Grauen. Er schwenkte nach rechts, um den Garten von dorther zu erreichen. Da kam über die mondbeglänzte Wiese ein grünes Buckelmännchen auf ihn zugehüpft. Die Angst schien dem Fliehenden eine ungewohnte Behendigkeit zu verleihen. Wie eine Katze kletterte er die mannshohe Gartenmauer hinan. Was mußte er nun erst erleben!

Lang und weiß, in ein Leintuch gehüllt, kam es ihm durch die Zwetschenallee entgegen. — —

Wohin fliehen? — Zur Linken, vom Badhaus her kam der leuchtende Kopf gewackelt, bald als ob er hoch in den Lüften schwebe, bald als ob er über den Boden hinrolle. Zur Rechten, auf der Seite des Pavillons, hüpfte das grüne Buckelmännchen auf den bekiesten Gartenwegen. Vor ihm, in der Allee, die zum Schlosse führte, stand die weiße Frau und winkte mit ihrem magern Arme.

Es blieb dem Geängstigten nichts anderes übrig, als über Stock und Stein, d. h. mitten durch die Blumenbeete nach dem Schloß zu flüchten. Aber ihm nach, wie von der Windsbraut getragen, das grüne Männchen, die weiße Frau und der leuchtende Kopf. Bis in die Vorhalle drangen die kecken Gespenster und tanzten dort um den jungen Schloßherrn einen wilden schauerlichen Reigen, bis endlich — alle drei unisono in ein schallendes Gelächter ausbrachen. — —

Oskar stellte den hohlen Kürbis, in welchem ein Lichtstümpchen brannte, und den er draußen im Garten bald hoch über seinem Kopfe gehalten, bald tief an der Erde getragen hatte, neben die geleerte Punschbowle auf den Tisch. Emil, welcher sich mittelst Jakobs Gärtnerschürze und Mütze als

grünes Buckelmännchen kostümirt hatte, legte seinen spanischen Mantel bei Seite. Aus einem Tischtuch heraus schälte sich Arthur, der die Rolle der weißen Dame agirt hatte.

„Das war ein Kapitalwitz,“ — rief das Buckelmännchen, als es endlich ob der allgemeinen geräuschvollen Heiterkeit zu Worte kommen konnte. — „Aber nun lache auch mit, Theophil! Du hast ja deine Wette gewonnen und brauchst uns nicht einmal ein Beweisstück vorzulegen, da wir alle drei dich mit eigenen Augen aus dem Fenster deiner ländlichen Perle steigen sahen.“

Aber Theophil blieb stumm und verdrossen. Es stand bei ihm fest, daß er heute Nacht drunten in der Schloßscheuer etwas gesehen habe, was keineswegs Arthur mit dem Tischtuch gewesen war, sondern ganz was anderes. —

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch.

1841.

Zweites Buch.

1841.

Erstes Kapitel.

Sturmwolken.

Dem berühmten revolutionären Staatsrechtslehrer, dessen Bekanntschaft wir am Schießen von Solothurn gemacht haben, mangelte keineswegs sein kleiner Hofstaat. Derselbe bestand selbstverständlich aus den in Bern sich aufhaltenden deutschen Flüchtlingen und dann noch aus einigen jungen Schweizern, den Lieblingsschülern des Herrn Professors, welche schon damals den Kern jener sogenannten „jungen Schule“ zu bilden begannen, die dann Anno 1846 den letzten Bernerschultheißen von seinem Thronsessel herunterstießen, um sich selber des Regimentes des größten und mächtigsten Schweizerkantons zu bemächtigen.

Unser junge Freund, des Schloßhansen Fritz oder, wie er nach Ablegung seines Staatsexamens genannt wurde, Herr Fürsprech Waldmann, gehörte seit dem Solothurner-Schießen ebenfalls zu jenem Hofstaate. Wir treffen ihn im Empfangszimmer des Herrn Professors bei einer jungen

Dame, in welcher wir ohne besondern Scharfblick den Knaben in schwarzsammt'ner Blouse und Glanzstiefeln wieder erkennen, an dessen Glas er damals — der Aufforderung des Herrn Professors Folge leistend — sein Glas mit perlendem Cortaillod angestoßen hatte. War es damals ein Leichtes gewesen, unter der Blouse das Mädchen zu errathen, so hätte man jetzt beinahe glauben mögen, in den Frauenkleidern stecke ein verkleideter Knabe. Die junge Dame trug ein dunkelfarbiges Amazonenkleid, mit aufgenähten Schnüren verziert, um den Hals hatte sie ein hochrothes Band geschlungen und die reichen braunen Haare fielen ihr wie einem fahrenden Schüler auf die Schultern herunter. Sie war eine junge Verwandte des Herrn Professors, auf welche er große Stücke hielt, da sie sich mit allem Feuer weiblicher Leidenschaft zu den Grundsätzen der äußersten Linken bekannte. Von dem Oheim ward sie schlechtweg „Fränzl", von den Besuchern des Hauses Fräulein Franziska genannt.

Was auf Fräulein Franziskas Arbeitstisch lag, war keineswegs ein Strickstrumpf oder eine Näharbeit, sondern ein Correkturbogen.

„Wieder ein Revolutionslied für die guten Pfälzer, Schwaben und Schwarzwälder," —

bemerkte Fritz Waldmann, nachdem er einen Blick auf das bedruckte Blatt geworfen. — „Das soll wirken," — erwiederte Franziska. „Bei Nacht und Nebel schmuggeln wir Tausende von Exemplaren über den Rhein. Der fahrende Handwerksbursche kriegt die Wurst hineingewickelt, die er sich im Fleischerladen kauft; die Soldaten sollen ein solches Blatt in jedem Tabakspäckchen finden." — „Wissen Sie wohl, daß Sie uns're schweizerische Neutralität und das gute Einvernehmen mit unsern hohen, höchsten und allerhöchsten Nachbarn mittelst Ihres fliegenden Buchhandels nicht wenig compromittiren, meine schöne Revolutionsgöttin?" — lachte Fritz.

Franziska sprang ungeduldig von ihrem Sitze auf und rief, indem sie mit dem niedlichen Fuß auf den Boden stampfte: „O ihr unausstehlichen schweizerischen Urphilister! Glaubt ihr wohl, es sei der großen Sache der Menschheit geholfen, wenn bei euch statt der adelichen Perrücke der bürgerliche Zopf regiert? — wenn ihr unter euch und zwischen euern vier Pfählen Republikchen spielt und dabei recht artig und manierlich seid, damit ihr nicht etwa einem euerer gekrönten Nachbarn auf die Hühneraugen tretet und der etwa Lust bekäme, euch auf die Finger zu klopfen? —

Pfui, heißt das Republikaner sein! — Euer eigen Haus solltet ihr freudig in Brand stecken, damit die Flamme nach dem morschen Gebälke des Nachbarn hinüberlecke und es zu Asche brenne." —

„Wir bedanken uns schönstens für die Rolle des Schwefelholzes, mit welchem Sie den großen europäischen Brand anzünden möchten," — entgegnete Fritz neckend, betrachtete aber zugleich mit Wohlgefallen die schlanke, kecke Gestalt, der nichts als die phrygische Mütze zu fehlen schien, um als déesse de la liberté auf irgend einem revolutionären Altare Posto zu fassen.

„O ihr Männer," — fuhr Jene nach einer Pause höhnisch fort. — „Dächten die Männer wie ich, die Throne der gekrönten Henker lägen längst gestürzt und über den Haufen geworfen. Aber ihr seid alle Philister. Und weil ich keinen Philister zum Manne will, bleib' ich Mädchen." Und schmollend setzte sich Fränzl wieder an ihre Correktur. —

Nicht lange, so trat der Professor ein und warf einen Stoß Briefe und Zeitungen auf den Tisch. „Hurrah, Kinderchen," rief er eintretend, — „jetzt geht's einmal los. In Luzern, Aargau, Solothurn haben die Pfaffen das dumme Bauernvolk aufgewiegelt. Eine Contrerevolution, einen

Zürcherputsch in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage soll es geben.“ —

„Und darüber jubeln Sie?“ — frug Fritz verwundert. — „Warum sollt' ich nicht,“ — entgegnete der Professor, — „da der Feind sich auf ein Terrain wagt, wo wir ihm stets überlegen sein werden? — Auf diesen Kampf habe ich mich schon lange gefreut,“ — setzte er händereibend bei. „Gegen diese von den Klöstern organisirten Brüderschaften und Congregationen, denen man für dießmal Knittel und Kommisgewehre statt der Rosenkränze in die Hände geben will, lassen wir uns're Volksvereine und Schützengesellschaften, uns're Turner-Riegen und Liedertafeln los. Prächtige Gelegenheit, einmal über unser Volksheer Musterung zu halten!“ —

Fräulein Franziska hatte unterdessen einen Blick in die Zeitungen geworfen, welche ihr Onkel mitgebracht hatte.

„Die Reaktion scheint wirklich homöopathisch verfahren und der Revolution mit Hülfe der Demokratie zu Leibe gehen zu wollen,“ — sagte sie dann. „In Luzern möchten sie aus dem Leu von Ebersoll einen Andreas Hofer machen. In Baden spuckt schon eine aargauische Regierung Nr. II; in Solothurn gibt's Volksversammlungen

an jedem Kreuzweg; da wird's Zeit, Kriegsrath zu halten, Väterchen!" —

„Freilich, freilich, — aber nicht hier. Du weißt wohl, mein Kind, daß die guten Gedanken erst dann in mir aufkommen, wenn vor mir das rothe Rebenblut im Glase perlt; im Wirthshaus, da bin ich erst ich selbst, — der Barrikadenprofessor, wie ihr Schalke mich nennt. Du kommst doch auch mit, Fränzl?" —

„Wie sollt' ich fehlen?" — erwiederte das Fräulein, huschte in's Nebenzimmer und hatte einen Augenblick später ihr Amazonenkleid mit der bekannten Sammtblouse vertauscht, über welche ein Radmantel geworfen und auf den Kopf keck ein Kalabreserhütchen gedrückt wurde. —

Wir wollen dießmal dem Barrikadenprofessor nicht in die obskure Kneipe folgen, in welcher er seinen Kriegsrath abzuhalten gedenkt, sondern gehen durch die ernsten, grauen, sandsteinernen Gassen Berns bis vor das stattliche Haus, wo der allmächtige Schultheiß wohnt. «Sonner et attendre» steht auf der Messingplatte neben der Klingel; wir kehren uns jedoch nicht an diesen kategorischen Imperativ, sondern gehen unangemeldet treppan.

Wir finden den gewesenen Kaufmann von Biel und nunmehrigen ersten Magistraten der Republik Bern mit gekreuzten Armen vor seinem Kamine stehen.

„Sie haben also genaue Informationen eingezogen, Herr Polizeidirektor?“

Der Mann, der vom Schultheißen als Chef der Polizei angeredet wurde, sah, seinem schwarzen Frack zum Trotz, eher einem schlauen Bauer ähnlich, als einem feinen Staatsmann, — ein Umstand, der übrigens keineswegs gegen seine Fähigkeiten sprechen soll. Ist ja doch jeder Viehmarkt ein diplomatisches Kolleg, welches von Gesandten und Ministern mit Nutzen frequentirt werden dürfte, — die einzige inländische und gewiß auch die beste Schule für uns're angehenden Talleyrands und Fouche's.

„Zu Solothurn,“ — rapportirte der Chef der Polizei, — „steht die liberale Regierung in dringender Gefahr, von einer ultramontan-demokratischen Volksbewegung über den Haufen geworfen zu werden.“ — „Das Solothurner-Gouvernement,“ — bemerkte der Schultheiß, — „hielt die Zügel von jeher zu schlaff; mit dem Grundsatz: laisser faire et laisser aller läßt sich nicht regieren. Sie sollen die Wühler und Hetzer bei den Köpfen

nehmen. Ich werde meinem Freunde là-bas ein Paar Worte darüber schreiben und für den Nothfall zwei oder drei Bataillone zu freundeidgenössischem Aufsehen an die Grenze stellen."

Der Polizeidirektor rieb sich lächelnd die Hände. „Süperb, Herr Schultheiß! Eine vortreffliche Gelegenheit, die lieben Nachbarn wieder einmal daran zu erinnern, wie nützlich ihnen uns're Freundschaft ist. — Im Freienamt," — so fuhr er dann in seinem Berichte fort, — „ist der Aufstand schon ganz organisirt. Es fehlt den Malcontenten weder an Geld noch an Waffen; das Volk ist fanatisirt; ein sogenanntes Volkscomite leitet die Drähte; uns're Freunde in Aarau packen ihre Kisten." —

„Da muß geholfen werden und rasch. Ist nicht der Aargau einst Berns Pflegekind gewesen? Da ist es Pflicht des Nährvaters, sich in's Mittel zu legen. Diesen fanatischen Pfaffen, die das Volk aufwiegeln, will ich das Handwerk legen und müßte ich die letzte Landwehrkompagnie des Guggisbergs marschiren lassen."

Der bernische Fouche erlaubte sich keine Bemerkung, sondern rapportirte weiter: „In Luzern fängt man an, für die Berufung der Jesuiten zu agitiren. Selbst der ehemalige Kirchenstürmer,

den wir in seinem Kampf gegen die Tiara so oft zur Vorsicht mahnen mußten, soll für diesen Gedanken gewonnen sein." —

„Der Pfaffenfeind, der eifrige Verfechter der Badener Artikel, die Rom verdammte," — rief der Schultheiß mit bitterer Ironie aus. Nachdem er einigemal im Zimmer auf- und abgegangen, fuhr er fort: „er spielt ein hohes Spiel und mit gefährlichen Karten, dieser ehrgeizige Ländler. Es sei, — ich nehme die Parthie an. Es wird sich zeigen, wer die bessern Trümpfe hat!" —

„Ihro Exzellenz, welche an der Tagsatzung über mehr als zwölf Stimmen gebieten und die Ihren Geboten mittelst vierzigtausend Bayonetten Nachachtung zu verschaffen vermögen, werden sich doch nicht mit diesem hergelaufenen Schwarzwälder auf die gleiche Linie stellen wollen?" — erwiederte entrüstet der schlaue Chef der Polizei. Die geschmeichelte Exzellenz setzte sich einigermaßen beruhigt wieder auf ihren Fauteuil und entgegnete dann nach einer kleinen Pause, während welcher sie die vierzigtausend Bayonette nicht ohne etwelches Behagen favourirte: „Mein lieber Polizeidirektor, ein schlauer Kopf verrichtet zuweilen mehr, als ein ganzes Regiment, und ein halbes Dutzend Jesuiten sind unter Umständen ein wirksameres

Hülfskorps als zehntausend Landstürmer aus dem Entlebuch. Indessen wollen wir doch nicht ermangeln, von jenen Hülfsmitteln Gebrauch zu machen, die uns zu Gebote stehen. Sie werden dafür sorgen, Herr Polizeidirektor, daß die Aufgebote für sämmtliche Auszüger-Bataillone des Oberaargaues, Emmenthales und Seelandes ausgefertigt und zum unmittelbaren Versenden in Bereitschaft gesetzt werden."

Der Herr Polizeidirektor empfahl sich mit einem zwar etwas eckigen, aber deßhalb nicht minder ehrerbietigen Bückling.

Zweites Kapitel.

Der republikanische Gensdarme und der schwäbische Republikaner.

Wir führen den Leser wieder auf den „Fögetz“ zurück, jenen schattenkühlen, lindenblüthenduftigen Festplatz des eidgenössischen Schießens von 1840. Es sind noch keine volle sechs Monate seit dem Feste und welch' ein Wechsel! —

Die Festgebäude sind niedergerissen, die Linden kahl; den Plan deckt, wie andere Wiesen und Aecker, ein einförmiger Schneeteppich, und in die Gemüther, die damals von Bruderliebe und Versöhnungslust überquollen, ist wieder der Teufel der Zwietracht und des Parteihaders eingezogen.

Es ist jetzt sehr einsam hier. Sogar die Herren Geistlichen mit den breitrandigen Hüten und den langen schwarzen Talaren, die sonst Tag für Tag hier auf- und abwandelnd ihr Breviarium zu beten pflegten, hat der frostige Zugwind verscheucht, der zwischen den dunklen knorrigen Stämmen pfeift. Lange, lange läßt sich keine lebende

Seele sehen. Endlich entdecken wir Jemanden auf dem Fußpfad, der von den Steinbrüchen herunter führt. Der Tschacko, der kurze grüne Mantel, das Seitengewehr, das unter dem Mantel hervorragt, lassen in dem einsamen Wanderer einen Landjäger erkennen. Trotz des schneeweißen Schnurrbarts, der seinem wettergebräunten, runzelndurchfurchten Gesichte zur Zierde dient, geht er doch noch aufrecht und sicher an seinem Stocke einher. Am untersten Ende der Fögetz-Allee steht ein niedriges unscheinbares Häuschen. Hier tritt der Diener des Gesetzes unangemeldet ein — —.

Auf der Ofenbank saß ein alter langer Bursche mit einem hölzernen Bein; seinen dürren Leib deckte eine Aermelweste, sein kahles Haupt eine Zipfelkappe.

„Gegrüßt sei Jesus Christ," — grüßte der eintretende Landjäger. — „In Ewigkeit," — erwiederte der Stelzfuß, worauf der Ankömmling sich ebenfalls auf die Ofenbank setzte und beide eine geraume Zeit den Rauch aus ihren angebrannten Ulmerköpfen stumm vor sich her bliesen.

„Man sagt," — begann endlich der Stelzfuß das Gespräch, — „die Bauern sollen heute kommen und die Regierung ab dem Rathhaus jagen." — Der alte Polizeidiener zuckte die Achseln, als

ob ihm dieß ziemlich gleichgültig wäre. „Da könntest du aber um deinen Posten kommen," — fuhr jener fort.

Der Landjäger lachte heiser in seinen weißen Schnurrbart hinein.

„Der alte Bolinger um seinen Posten kommen? Der alte Bolinger hat schon fünf Regierungen gedient und geschworen und hofft noch mehr als eine zu überdauern."

„Wenn der katholische Verein Meister wird, so werden sie dir dann schon zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat. Einer, der's zehn Jahre lang mit dem Munzinger hielt, können jene nicht brauchen."

„Du verstehsts nicht besser, Behreter," — erwiederte mitleidig lächelnd der Landjäger. „Liberaler oder Aristokrat, alt oder neu, — Larifarizeug! Die Polizei ist die Hauptsache, — die Polizei, die muß immer sein!" — Bolinger strich wohlgefällig seinen Schnurrbart und fuhr nach einer Pause fort: „Siehst du, alter hinkender Bote, du wirst alt und dein Gedächtniß läßt dich im Stich, sonst wüßtest du dich darauf zu besinnen, daß ich schon vor Anno achtundneunzig Lundjäger war. Kamen dann die Franzosen in's Land und die Helvetik auf den Strumpf; mußte der Einen

und untheilbaren helvetischen Republik den Eid schwören und blieb Landjäger wie zuvor, — nur daß ich dem Bürger Regierungsstatthalter statt Meinem gnädigen Herrn Schultheißen den Rapport abstatten mußte. Nicht lange, so ging der Stecklikrieg los, und der Bürger Regierungsstatthalter mußte gehen, woher er gekommen war. Als der Napoleon Ordnung gemacht hatte, war wieder eine andere Regierung und Verfassung, nur der Bolinger war der alte. Damals glaubte man, das werde ewig dauern, aber Anno vierzehn kamen die Kaiserlichen, der Napoleon ging futsch, Meine gnädigen Herren und Obern kamen wieder an's Brett und ich mußte zum viertenmal den Eid schwören. Der hielt dann bis Anno dreißig, da sie in Paris den Scharldiß ausjagten und in Balsthal der Munzinger auf der Rößlistiege eine Rede hielt. Da kam die Volkssouveränität auf, wo man alle Paar Jahre einmal die Großräthe kann helfen wählen. Meinetwegen, — dachte der Bolinger und stimmte, wenn der Wahltag kam, nach der Consigne. Was soll er sich jetzt darum kümmern, ob der katholische Verein oder die Längendörferschützen Meister werden? — So lange es Schelme gibt und Bettler und Vagabunden, so lange wird man auch Landjäger brauchen;

da ist dem Bolinger um seinen Posten nicht bang." —

Es ging eine Weile, bis der Stelzfuß diese Rede verdaut hatte, während welcher Pause die beiden Alten mit ernsthaften Mienen ihre hölzelnen Pfeiffen dampfen ließen. „Aber wenn die Bauern kommen und es einen Putsch gibt, was machst du dann?" — frug dieser endlich.

Der Landjäger schaute seinen Freund spöttisch an und brach dann wieder in sein gewohntes, heiseres Lachen aus.

„Was ich dann thue? Höre mal, alter Behreter, mich bedünkt zuweilen, als ob nicht nur dein Bein, sondern auch dein Kopf hölzern sei. Was ich dann thue? Was anders, als was mein Chef commandirt!" — „Und wenn er befiehlt, auf die Bauern zu schießen?" — „So brenn' ich los." — „Und wenn dann die Bauern Meister werden?" — „So melde ich mich beim neuen Chef, und der wird sagen: Bolinger, du hast deine Pflicht gethan." —

Nach diesen Worten stopfte sich der Landjäger seine Pfeiffe auf's frische, ging dann zum Barometer, der neben dem Fenster hing, klopfte hergebrachter Maßen ein Paarmal mit dem Fingerknöchel an's Brettchen, schüttelte bedenklich den

Kopf und ging schweigend hinaus, seine Bettlerrunde zu vollenden und sich dann bei seinem Wachtmeister zum Rapporte zu melden. —

Während in diesen untern Schichten der solothurnischen Regierungshierarchie noch vollkommene Ruhe herrschte, wüthete in den obern Regionen ein sehr bedenklicher Sturm. Von Grenchen, von Mümliswyl, aus dem Schwarzbubenland und dem Niederamt langten fortwährend sehr beunruhigende Berichte ein. Von einem Augenblick zum andern fürchtete man, den offenen Aufstand in jenen unzufriedenen Bezirken ausbrechen zu sehen. Aber an der Spitze der Liberalen, welchen die Zügel des Regiments aus den Händen gewunden zu werden drohte, stand ein Mann von entschlossener Thatkraft und eisernem Willen. Während dessen alte Garde, die „Längendörferschützen," das Zeughaus bewachten, marschirten die aufgebotenen Anhänger der Regierung aus der Wasseramtei und dem Bucheggberg unter Sang und Klang zum Bernthor herein. Zu gleicher Zeit zog die Regierung vom Rathhaus in die Kaserne und erklärte sich in Permanenz. Die Führer der Unzufriedenen wurden in ihren Häusern verhaftet. —

Fritz Waldmann hatte vom Centralcomite des Volksvereins in Bern eine geheime politische

Mission erhalten. Fräulein Franziska erhielt folgenden aus Solothurn vom 10. Januar 1841 datirten Brief von ihm:

„Wie schade, daß Sie nicht hier sind an meiner Stelle, — wohlverstanden in Blouse, Calabreser und Carbonarimantel! Diese gemüthliche Anarchie, diese gelinde Schreckensherrschaft, dieses comité du salut public ohne Guillotine, wäre dieß nicht ihr wahres Element? — Denken Sie sich eine Regierung in einer Wachtstube; für jeden Rathsherrn eine Matratze am Boden; mitten im Zimmer einen Tisch, auf welchem abwechselnd oder auch simultan protokollirt und dekretirt, dinirt und pokulirt wird. Und dann das bewaffnete Volk, diese Regierung zu schützen: Apotheker, Advokaten, Aerzte, Schulmeister, Musikanten, Gevatter Schneider und Handschuhmacher in buntem Gemisch, aber alle in Soldaten-Mänteln und mit Ober- und Untergewehr bewaffnet, obwohl mehr denn Einer seiner Lebtage noch nie keine Flinte losgedrückt hat. Das patrouillirt und arretirt, renommirt und schwadronirt und vergißt des edlen Trankes nicht, der Kraft und Muth stählt, — Alles für's Vaterland — daß es eine wahre Freude ist.

„Die Staatsgefangenen sind in den besten

Zimmern des Untersuchungsgefängnisses untergebracht und werden von der bewaffneten Volkspolizei bewacht, welche heute den Diensteifer so weit treibt, die Speisen, die sich die Arrestanten von Hause dürfen kommen lassen, nach verbotenen Briefschaften mit Pfeiffenräumern zu durchstöbern, und dann morgen diesen oder jenen Hochverräther mitten in der Nacht aus dem Bette holt, — nicht etwa zum Verhör, sondern um der Wache ein Paar Flaschen ausstechen zu helfen.

„Ich bin begreiflich mitten drinnen in dem Zeug, bin mit allen Volkswehrmannen auf Du und Du und mache mit, was mitzumachen ist. Eine kürzlich unternommene Streifpatrouille, zu welcher ich gehörte, trug mir eine interessante Bekanntschaft ein.

„Es war eine trübe frostige Nacht. Da noch immer ein Ueberfall der malcontenten Bauern einiger Bezirke befürchtet wird, so wurden Streifwachen bis in die nächsten Dörfer abgeschickt, um auszukundschaften, ob sich auf den Straßen nichts Verdächtiges zeige. Mir wurde das Kommando einer dieser Patrouillen übertragen. Aus der Richtung, nach welcher wir ausgesendet wurden, mußte übrigens keine große Gefahr drohen, denn die Mannschaft, welche mir übergeben wurde, bestand

aus einem schwäbischen Professor des Griechischen, — einem Apotheker, der ursprünglich ein Berlinerkind ist, alle entdeckten und unentdeckten Wissenschaften und also auch die Kriegswissenschaft aus dem ff los hat, aber trotzdem sehr verlegen gewesen wäre, hätte er eine Patrone anbeißen und sein Kommisgewehr laden müssen — und endlich aus einem äußerst gutmüthigen Autodidakten, von Handwerk Fürsprech und Notar, dessen besondere Stärke Fremdwörter und Binockel sind.

„Gewehr in Arm," — kommandirte ich, wobei der Apotheker seinen Schießprügel in den rechten Arm nahm, wie es nach seiner Behauptung die ganze preußische Armee zu thun pflege, welche doch bekanntlich, besonders was das Exerzieren anbetreffe, die erste der Welt sei.

„Und vorwärts zog ich mit meiner kleinen Fremdenlegion durch's Thor und auf der verschneiten und unter den Füssen knarrenden Straße in die Nacht hinaus. Es war bitter kalt und wir froren Alle wie arme Sünder, mit Ausnahme des Professors, welcher in weiser Vorsorge unter dem Soldatenmantel seinen watirten Schlafrock angezogen hatte. Der Berliner sprach unter martialischem Fluchen den vermess'nen Wunsch aus, auf einen Haufen Landstürmer zu stoßen, damit man

sich mindestens im Handgemenge etwas erwärmen könne. Der Fürsprech und Notar dagegen verwünschte zähneklappernd den von den Pfaffen und Aristokraten aufgewiegelten „Janithagel," wegen welchem wir in der Kälte herum patrouilliren mußten, statt beim gemüthlichen Schoppen und Binockel im warmen Stübchen sitzen bleiben zu dürfen.

„Nicht lange, so hörten wir laute Stimmen vor uns, bald darauf auch im Schnee knarrende Schritte, — endlich sogar Waffengeklirr, wie der Apotheker behauptete. „Nach allen Regeln der Strategie müssen wir uns auf unsere Operationsbasis zurückziehen," — demonstrirte der Apotheker. „Bei allen Göttern, lassen Sie mich nicht im Stich," — jammerte der griechische Professor, welcher wegen seiner doppelten Hülle etwas von chinesischer Unbehülflichkeit an sich hatte.

„Unterdessen war das Geräusch näher gekommen. „Halt! Werda?" — „Landjägerpatrouille mit einem Arrestanten," — antwortete eine heisere Stimme, wonach meine tapfere Mannschaft in ein lautaufathmendes „ah" ausbrach.

„Zwei Gestalten traten aus der dämmernden Nacht heraus; die eine entwickelte sich zu einem grauen bärbeißigen Gensdarmen, die andere war,

so viel sich erkennen ließ, für die Jahreszeit sehr leicht gekleidet, trug einen Bündel unter dem Arm und rief, sobald sie unsrer ansichtig wurde, mit halb komischem, halb kläglichem Pathos: „Meine Herren, wenn Sie Republikaner, wenn Sie Bürger eines freien Landes sind, so retten Sie mich aus den Klauen dieses Werkzeugs der Despotie!" — „S'ist vielleicht ein verkappter Jesuit," — meinte der Fürsprech und Notar. — „Ich, der Märtyrer seiner freisinnigen Grundsätze, der von den Tirannen verfolgte flüchtige Fürstenhasser, wäre ein Jesuit!" — protestirte jener. „Märtyrer, Fürstenhasser?" brummte der Landjäger. „Muß sich dazu legitimiren, — muß so geschrieben stehen und gestempelt. Aber nichts da, weder Paß noch Wanderbuch, noch Heimatschein. Vagant, nicht Märtyrer! Fort, marsch, Bettelstube!" — Der Arrestant remonstrirte hierauf mit großer Zungenfertigkeit, daß es in der wahren Republik gar keine Polizei geben dürfe, welche ja die direkte Negation der Freiheit sei, — und folgerichtig auch keine Polizeidiener; der Landjäger habe demnach nicht nur kein Recht ihn abzufassen, sondern prinzipiell nicht einmal dasjenige zu existiren. Der Apotheker, obwohl selbst nichts weniger als politischer Flüchtling, sondern als guter Preuße

eingewandert, war, seit ihm die schweizerische Naturalisation zu Theil geworden, ein fanatischer Republikaner geworden und fand es in dieser Eigenschaft in seiner Stellung, sich seines ehemaligen Landsmannes anzunehmen und für denselben bei dem Diener der öffentlichen Sicherheit gutzusprechen, der sich nach einigem Zureden dazu bewegen ließ, den „Landstreicher,“ wie er ihn nannte, uns zu überlassen unter dem Vorbehalte, am andern Morgen seinen Rapport zu machen mit ausdrücklicher Erwähnung der Verbürgung des Herrn Apothekers.

„Wir mußten, trotz dieser Episode, begreiflich unsre Patrouille vollenden, wobei uns unser Schützling begleitete. Unterwegs eröffnete er uns, daß er der Verfasser der „politischen Stoßseufzer eines wahnsinnigen Härings“ sei, wegen welchen er aus seinem engern Vaterlande, dem Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen, wie einst Schiller aus Stuttgart, habe fliehen müssen. Später habe er die Redaktion des Lahrer Wochenblattes übernommen, in welchem er die Tendenz verfolgte, die Gemüther der Arbeiter in den dortigen Cikorienfabriken für die Republik zu bearbeiten, was ihm verschiedene Verfolgungen zugezogen und ihn endlich genöthigt habe, sich über den Rhein nach der Schweiz zu

flüchten. Hier beabsichtige er seine Feder gegen ein bescheidenes Honorar der guten Sache zur Verfügung zu stellen. —

„Der Bursche dauert mich. Seitdem das pharmazeutische Berlinerkind in Erfahrung gebracht, daß sein protégé ein Schwabe und kein Preuße sei, hat es seine Hand von ihm abgezogen. Da er ein äußerst fadenscheiniges schwarzes Röckchen trägt und es grimmig kalt ist, werde ich ihm einen Paletot zu verschaffen suchen, ein Postbillet bezahlen und nach Bern an Ihre Adresse spediren. Ihrem werthen Herrn Onkel wird es ohne Zweifel leicht gelingen, ihm als Hauslehrer oder in einem Regierungsbüreau oder bei einer Zeitungsredaktion Unterschlupf zu verschaffen. Ich empfehle ihn Ihrer einflußreichen Fürsprache, mein Fräulein. Sie werden finden, daß der Verfasser der politischen Stoßseufzer eines wahnsinnigen Härings nicht ohne Gewandtheit, Schwung und Humor ist; auch sein Aeußeres wird ganz präsentabel sein, hat er sich erst aus unsern Fleischtöpfen etwas angemästet und einen Schneider gefunden, der ihm Credit giebt.

„Hier in Solothurn werde ich nicht mehr lange bleiben. Alles geht auf's Beste. Ein prächtiger

Kern unseres künftigen Volksheeres, diese Längendörfer „Chutzen!"

„Nachschrift. Soeben erhalte ich ein Aufgebot. Sie wissen, daß ich die Ehre habe, Wachtmeister beim fünften Auszüger-Bataillon zu sein. Wir sollen nach dem Aargau marschiren. Meine politische Mission hat nun also ein Ende; von heute an bin ich Soldat." —

Drittes Kapitel.

Der Klosterdrescher.

Wie der Squatter des amerikanischen Urwaldes aus dem Zuckerahorn auf guten Waizenboden schließt, so mochten vor wenigen Jahrzehnten noch die Kuppeln und Thürme und die frommen Glocken der beiden stolzen Abteien Muri und Wettingen und der Nonnenklöster Hermetschwyl und Gnadenthal dem Wanderer zum Wahrzeichen dienen, daß sein Fuß ein reiches fruchtbares Gelände durchschreite, — das Wort jenes Klosterfeindes, daß kein Gras wachse, wo die Sohle eines Mönches geruht, Lügen strafend. Daß im Schatten der hohen Klostermauern das Volk des „Freienamtes" mit der Milch der frommen Denkungsart genährt und groß gezogen wurde, versteht sich wohl von selbst.

Die, gleich hundertjährigen Eichen ragenden, unermüdlichen Spender unzähliger Mostbirnen waren entblättert. Ein Schneeteppich bedeckte die fruchtbaren Felder und die fetten Matten, welche

die blaue Reuß bespült. In allen Klosterscheunen wurde auf den Segen des Himmels fleißig losgedroschen und, um den Sinn und Geist des Bibelspruchs in Ehren zu halten, den Dreschern ein reichliches Morgen- und Abendbrod gegönnt, welches dieselben mit einer keineswegs karg zugemessenen Ration Obstbranntwein hinunterspülten.

Wir treten — ungesehen — in ein wettergebräuntes, bescheidenes Haus mit gähem Giebeldach und einer zusammenhängenden Reihe niedriger Fenster an der Mittagseite. Da wir in der Küche Niemanden treffen, öffnen wir geräuschlos die Stubenthür. Neben derselben hängt der Weihwasserkessel aus weißglasirter Töpfererde. An den Wänden prangen ein Paar Heiligenbilder, eine Madonna mit einer grellgelben Aureole um das Haupt, und ein St. Joseph in blauem bournusähnlichem Mantel, mit langem Barte und einer Zimmermannsaxt im Arm.

Bei den Fenstern sitzen, den letzten Schein des Tages benutzend, eine Frau und ein Paar Mädchen und flechten Stroh, — jene feinen Schnürchen und zierlichen Bänder, aus welchen dann die Fabrikanten in Wohlen und Sarmenstorf den luftigen Sommerkopfputz der eleganten Damen zweier

Welttheile zusammensetzen. Der hoffnungsvolle Stammhalter der Familie, ein halberwachsener Knabe sitzt — die Pelzkappe auf dem Kopfe und die Hände in den Hosentaschen — auf dem Ofen.—

Als die Dämmerung so weit vorgeschritten war, um es auch geübten Händen unmöglich zu machen, die fein gespaltenen Strohhalme zum vorgeschriebenen künstlichen Geflechte zu verbinden, legte die Mutter ihre Arbeit sorgfältig bei Seite, langte nach dem Weihwasserkessel, bekreuzte sich andächtig und sprach: „Jetzt, Kinder, wollen wir den Rosenkranz beten, bis der Vater heimkommt und es Zeit wird, das Nachtessen zu kochen." Dann begann sie mit erhobener Stimme in dem schon von der Großmutter selig erlernten Tonfall das Gebet. Die Mädchen mit den hellen grellen Stimmen fielen hergebrachtermaßen ein, indem sie die braunen Holzkügelchen des Paternosters durch die Finger gleiten ließen. Nach einer Weile unterbrach sich die Mutter: „Warum betest du nicht, Lunzi?" — „Weil ich nicht mag," murmelte der Bube zwischen den Zähnen. Und auf's Neue begannen die drei weiblichen Stimmen ihre fromme Litanei. Als Lunzi noch immer nicht einfallen wollte, rief die Alte ungeduldig: „Willst beten oder nicht?" — „Nein," war diesmal die laute

trotzige Antwort. Ueber dieser ungewohnten Widersetzlichkeit fielen der Mutter die gefalteten Hände in den Schooß; Lunzi aber fuhr dreist fort: „Wenn ich dem Herrn Pfarrer begegne und würde ihn zehnmal nacheinander grüßen: guten Tag, Herr Pfarrer! — so würde er zu mir sagen: einmal ist genug, wenn's gut gemeint ist; halt jetzt das Maul, Lunzi, und sei kein Narr. Und so hat's unser Herrgott auch. Ein Vaterunser ist genug, wenn's gut gemeint ist, und dem lieben Gott angenehmer, als wenn man's zwölfmal plappert." — „Das hast du nicht aus dir selber, Bub," schrie die Mutter, als sie der Schreck über die Freigeisterei ihres Sohnes wieder zu Worte kommen ließ. „Bekenne, wer hat dir das eingeblasen?" — „Der Schullehrer," war nach einigem Zögern Lunzi's verdutzte Antwort. —

Da trat der Vater herein. Er kam vom Kloster Hermetschwyl, wo er als Drescher angestellt war. „Der Lunzi darf nicht mehr in die Schule," rief ihm die Mutter entgegen, „sie haben einen Ketzer zum Schulmeister gemacht, welcher die Kinder lästern lehrt." — Der Vater erwiederte: „Ich werde vom Bezirksamtmann gebüßt, wenn der Bub die Schule versäumt; es ist ein Zwang." — „Da siehst du, wie die Herren von Aarau es

mit der Religion halten," eiferte die Frau." „Aber besser gebüßt werden, als an der Seele Schaden leiden." — Der Vater setzte sich müde zu seinem freigeistigen Sohn auf den Ofen.

„Im Kloster — begann er nach einer Weile — sagen sie, es würde nun bald anders werden. Es gebe nun einen Kanton Baden, der nichts mehr gemein haben dürfe mit den Lutherischen in den obern Bezirken. Aber zuvor müsse man mit ihnen einen Hosenlupf wagen. Wenn's einmal losgehe, solle ich dann auch nicht zu faul sein, mein Kommisgewehr aus dem Winkel zu nehmen und mitzuziehen gegen Aarau." — „Ihr werdet doch nicht schießen?" — frug die Frau sich bekreuzend. „Weiß nicht," — war die phlegmatische Antwort.

Des andern Tages kam ein Regierungskommissär in Begleitung einiger Landjäger von Aarau nach Muri, um die Förderer des neuen Kantons Baden zu verhaften. Vor den Klosterpforten rottete sich das Volk zusammen, um die Verhaftungen zu verhindern. Der Herr Kommissär hielt an dasselbe eine feurige, blumenreiche Anrede. Wäre er auf der Tribüne eines Schützenfestes gestanden, so hätte seine Rede im tausendstimmigen Bravo der Menge seinen Wiederhall gefunden. Hier

wurde geschrie'n, gepfiffen, getobt; die pathetischen Worte flogen ungehört in den Wind. Schließlich stürzte sich der aufgeregte Haufe auf den Redner und seine Begleiter. Die Männer, welche verhaftet werden sollten, konnten mit Noth den Kopf des Regierungsabgeordneten, der sie verhaften wollte, vor den Knitteln der Klosterknechte schirmen. Der gekommen war, Gefangene zu machen, ward nun selber Arrestant.

Nun war der Aufstand ausgebrochen. Der Drescher der frommen Schwestern von Hermetschwyl machte sich mobil, indem er seine abgetragene Landwehr-Uniform anzog und die alte Kommisflinte mit Steinschloß, mit welcher er sonst nur noch jährlich einmal zur Musterung ging, auf den Rücken nahm. Solchermaßen ausgerüstet marschirte er den Thürmen von Muri zu, in seinem Kopfe die gefährdete Religion der Väter und die gute Verköstigung im Nonnenkloster zu einem wunderlichen Teige verknetend. Die Frau warf sich mit den beiden Mädchen laut heulend vor ihre Heiligenbilder auf die Knie. Der freigeistige Bube, wegen dessen gefährdetem Seelenheil die arme Strohflechterin gegen den Abmarsch ihres Mannes nicht kräftigern Protest eingelegt hatte, folgte dem Vater, dessen Verbot zum Trotz, scheu von ferne.

Es ist ein verhängnißvoller Fleck Erde, wo das Dorf Villmergen seine braunen und rothen Dächer und seinen spitzen Kirchthurm gen Himmel streckt. Schon zweimal hatten hier Eidgenossen der Religion wegen auf einander losgeschlagen. Diese Felder und Wiesen waren schon zweimal mit Schweizerblut gedüngt worden zur größern Ehre des bessern Glaubens. Unter diesen hochgewachsenen Obstbäumen moderte mancher Mutter Sohn, der seinem Katechismus zu lieb in den Krieg gezogen war.

Zum dritten Male sollte eine Villmerger-Schlacht geschlagen werden. Aus allen Theilen des Freienamtes strömte bewaffnetes Volk diesem Dorfe zu. Die junge Mannschaft hatte ihre Milizuniform angezogen; andere trugen Säbel und Patrontasche über dem Halbleinkittel; viele waren mit alten Spießen und Hellebarden bewaffnet, welche vielleicht schon die allererste Villmerger-Schlacht, die 1657 geschlagen wurde, mitgemacht hatten, — einige blos mit Knitteln und Mistgabeln. An der Spitze einiger Züge marschirte der Dorfpfarrer und ermunterte seine Beichtkinder wacker dreinzuschlagen für die gefährdete Religion und das Heil ihrer Seelen. Eine der stärksten Banden führte in brauner Kutte und mit langem Bart

ein zweiter Haspinger an, ein energischer Kapuziner, der nun seither auf einem friedlichern Felde sich schönere Lorbeeren gesammelt hat.

Am 11. Januar 1841 mochten ungefähr achtzehnhundert bewaffnete Aufständische in Villmergen versammelt sein. Die Regierung hatte ihrerseits die gesammte dienstpflichtige Mannschaft der reformirten Bezirke aufgeboten. Morgens gegen eilf Uhr kamen die Regierungstruppen unter dem Befehle des Obersten Frey-Herosee von Lenzburg her marschirt. Ein Geplänkel der hinter Grünhägen und Gartenzäunen versteckten Schützen der Aufständischen begann. Da ließ der Befehlshaber der Regierungstruppen seine Artillerie auffahren und die Kanonen fingen an ihren dumpfen Baß zu brummen.

Es ist seither ein Erfahrungssatz geworden, daß kein Volksheer diesen ehernen Ordnungspredigern zu widerstehen vermag. Standstutzer, Jagdflinten und Kommisgewehre, alte Hellebarden, Mistgabeln und Knittel richten blutwenig aus gegen eine Batterie gut bedienter Sechspfünder. Die Schlacht war bald entschieden und um ein Namhaftes weniger blutig, als jene beiden, die vor 180 und vor 130 Jahren geschlagen wurden. Doch blieben einige der aufständi-

schen Freienämtler auf dem Platz und der Kirchthurm von Villmergen wurde zusammengeschossen. Der große Haufen stob auseinander, warf die Waffen weg und floh in die Heimat. Nicht lange, so rückten die Regierungstruppen im Kloster Muri ein, den gefangenen Kommissär und seine Landjäger zu befreien. Ihnen dicht auf dem Fuße die Berner-Bataillone, welche der mächtige Protektor gesandt hatte, seine Schützlinge in Aarau unter ihre Huth zu nehmen. Mit dem neuen Kanton Baden war's nun vorbei, und die Glocken, welche den Landsturm zu den Waffen gerufen, — sie hatten den uralten, mächtigen und reichen Klöstern in's Grab geläutet.

Wir kehren noch einmal im braunen Schindelhaus ein, in welches wir den Leser zu Anfang dieses Kapitels geführt hatten. Die Frau und beide Mädchen sind, wie damals, damit beschäftigt, die gespaltenen Strohhalme zu feinen Schnürchen, die Schnürchen zu zierlichen Bändern zu flechten. Aber lässig und zerstreut ging heute die Arbeit. „Betet, betet, Kinder," — ermahnte die Mutter, und immer auf's Neue begann sie im hergebrachten Tonfall: „Gegrüßet sei'st du, Maria, voller Gnaden." — Sie wußten noch nichts von der Niederlage der Freienämtler bei Villmergen. Da

rollte ein Wägelchen vor das Haus und eine Hand klopfte an das mit Eisblumen dicht übermalte Fenster. Die Mutter streckte den Kopf zum Läufterlein hinaus und stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Im Wägelchen lag in blutigem Stroh der Vater mit zerschossenem Bein; daneben stand sein heulender Bube. „Verstecke ihn, wenn du kannst,“ — ermahnte der Fuhrmann. „Die Soldaten kommen uns auf dem Fuße nach. Man sagt, denen, die dabei waren, werd's schlimm ergehen — und deiner kann's nicht läugnen, er hat sein Zeichen.“ — „Jetzt ist's aus mit dem Dreschen im Kloster,“ — stöhnte der Verwundete. „Sie werden uns zu Heiden machen und lutherische Prädikanten einsetzen,“ — jammerte die Frau. „Und wo soll ich Salz und Mehl hernehmen, wenn du deinen Lohn nicht mehr aus dem Kloster bringst?“ —

Aus der Ferne schallte Trommelschlag. Kaum war der Blessirte im Hinterstübchen zu Bette gebracht und die blutbefleckte Uniform verborgen, so zeigten sich schon von weitem die breiten weißen Lederschürzen der Sappeurs eines heranmarschirenden Bataillons. Hinter den Sappeurs kamen die Tambouren, welche, als sie sich dem Dorfe näherten, mit verdoppelter Kraft auf ihre Trom-

meln losschlugen. Folgte der Kommandant auf einem Gaule, der es besser gewohnt sein mochte, die Gabel der Droschke des „Herrn Obersten“ als dessen Pistolenhalftern an seinen Flanken zu fühlen; rechts neben dem Kommandanten ritt der Herr Major, dessen Streithengst in Friedenszeiten dem beschwerlichen Beruf eines Postgaules anheimgefallen war; — links der kornblumenblaue Bataillonsarzt auf einem Thier, welches schon mehr als einmal gleich Schillers „Pegasus im Joche“ neben einem prosaischen Ochsen den Pflug gezogen hatte. Die Soldaten in ihren grauen Kaputröcken und aufgeschürzten Hosen hatte das Aufgebot meist mitten in der Nacht aus den Betten geschreckt; nun waren sie müde vom langen Marsch und sehnten sich nach guten Quartieren.

Nicht lange, so klopften zwei Mann mit den Gewehrkolben an die verschlossene Thür des Häuschens, wo der verwundete Klostervasall verborgen in der Hinterstube lag.

„Einquartierung!“

Mutter Anneliesi mußte sie einlassen, sie mochte wollen oder nicht. Es waren Berner; der Eine, dem breiten, gutmüthigen Gesicht nach zu schließen, ein Emmenthaler Bauernsohn, der Andere mit dem sauber gepflegten kleinen Schnurrbart und

den Wachtmeisterschnüren auf dem Aermel kein anderer als unser Freund Fritz Waldmann, welchen ein Aufgebot unversehens von seiner politischen Rundreise zurück und unter die Waffen gerufen hatte.

Ermüdet stellten die Einquartierten ihre Gewehre in einen Winkel, warfen ihre Tornister auf den Tisch und setzten sich auf die hölzerne Bank, — Fritz um über die ernsten und folgereichen Ereignisse des Tages nachzusinnen, der Emmenthaler, welcher kein Politikus war, um sich in der fremden Stube umzusehen und möglichst heimisch zu machen. Plötzlich fiel sein Blick auf etwas Ungewohntes.

„Was ist das für ein Beckeli, Wachtmeister, das dort neben der Thüre hängt?“ — Aber Fritz war zu tief in seine Gedanken versunken, um die Frage zu beachten, weßhalb sein Kamerad sich dieselbe selbst beantwortete: „Denke, um die Pfeife auszuklopfen. Bei mir daheim nimmt man's nicht so genau, man klopft die Asche nur auf den Boden. Aber kommod ist's eineweg!“ — und suchte seinen Porzellankopf aus der Tasche hervor und leerte den verbrannten Tabak säuberlich in den Weihwasserkessel aus, der an einem Nagel am Thürpfosten hing. Benz, der Emmenthaler, glaubte

etwas äußerst Manierliches gethan zu haben. Mutter Anneliesi, welche dem Sakrilegium hatte zuschauen müssen, ohne demselben steuern zu dürfen, war einen Augenblick lang in Zweifel, ob es nicht das Beste wäre, ein brennendes Schwefelholz in die dürren Reiswellen hinter dem Hause zu stecken und die Hütte sammt den bernischen Ketzern zu Asche zu brennen. Denn jetzt war es ja klar, daß sie nicht besser als Heiden und Türken seien, sonst würden sie nicht ihre Pfeifen in's Weihwasserkesselchen ausklopfen. Es wurde ihr jedoch nicht Muße gelassen, diesem Ideengang zu folgen. „Es wäre ihm um etwas Warmes," befahl der Emmenthaler und Anneliesi mußte in die Küche, eine Mehlsuppe zu kochen.

In Erwartung derselben machte sich Benz daran, die Bilder zu mustern, die an der Wand hingen. „Ob der Mann mit der Zimmermannsaxt nicht ihrem Sappeur so ähnlich sehe, wie Liesi dem Babi?" Gut oder übel ward der Wachtmeister von seinem Quartierkameraden aus seinem Nachsinnen aufgeweckt, welcher fortfuhr: „Es fehlt ihm nichts als die Bärenmütze." — „Dem läßt sich ja helfen," erwiederte Fritz, welcher in der That eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen dem St. Joseph im blauen Bournous und seinem

Kompagnie-Sappeur nicht in Abrede stellen konnte; er ergriff in einer Anwandlung von Humor ein auf der Fensterbank liegendes Stück Kreide er ergänzte zu des Emmenthalers größter Befriedigung die mangelhafte Montur des heiligen Nährvaters durch Anbringung einer wohlgelungenen Bärenmütze.

Es fehlte wenig, so hätte Mutter Anneliesi die Suppenschüssel zur Erde fallen lassen, welche sie eben hereinbrachte, als sie den neuen Frevel sah. Da rissen aber die Mädchen, welche im Hinterstübchen den Verwundeten hüteten, plötzlich die Thür auf und schrieen weinend: „Der Vater will sterben!“ Der nothdürftige Verband, bestehend aus einem alten rothen Sacktuch, war aufgegangen, das Blut rieselte über das Bett herunter und der Mann lag blaß und bewußtlos da.

„Was ist das?“ rief Fritz hinzuspringend.

„Meinetwegen,“ antwortete Anneliesi heulend, „macht uns grad Alle hin, wenn's sein soll. Was hilft das Läugnen? Er hat bei Villmergen einen Schuß bekommen.“ — „Da muß ein Doktor her,“ erwiederte Fritz. „Geh, Benz, und hole den unsern; ich seh' unterdessen zu, daß sich der Blessirte nicht verblute.“

Und Benz, der seine Pfeife in den Weihwasserkessel ausgeklopft hatte, lief ungeachtet seiner müden Beine so schnell er laufen konnte, für den verwundeten Freienämtler den Doktor zu holen. Und der andere Ketzer, der sich nicht gescheut hatte, dem heiligen Nährvater eine Bärenmütze aufzusetzen, zog ein feines weißes Hemd aus dem Tornister, riß dasselbe in Riemen und suchte damit, so gut es gehen mochte, das Blut zu stillen, welches dem Klostervasallen aus dem zerschossenen Bein träufelte.

Nach ein paar Tagen hatten sich in dem braunen Schindelhause ganz andere Verhältnisse gestaltet. Das Weihwasserkesselchen neben der Thür war sauber ausgeschwenkt und trug keine Spur mehr von Tabaksasche; die Umrisse von St. Josephs Bärenmütze waren nur noch für Eingeweihte bemerkbar und der Mutter Anneliesi fiel es nicht mehr im Traume ein, die Einquartierung sammt Haus und Habe den Flammen zu weihen, sondern sie that in der Küche ihr Bestes, um den Herren Soldaten gut aufzuwarten.

Noch nie war in des Klosterdreschers Hütte so wohl gelebt worden, als seit der militärischen Exekution; denn Benz war, wie gesagt, ein Bauernsohn aus dem Emmenthal und hatte Thaler in

der Tasche klimpern. Und kehrte er vom Appell heim, so hätte er's nicht anders gethan, als dem Blessirten eine Flasche Wein oder ein Weißbrod oder eine Wurst heimzubringen, mochte es nun der Doktor erlauben oder nicht. Was aber dem Freienämtler auf seinem Schmerzenslager fast noch besser schmeckte, das war der Tabak Fritz Waldmann's, des Wachtmeisters, der manch' liebes Mal dessen Pfeife stopfte und rauchend, diskurirend und tröstend bei ihm saß.

Als nach vierzehn Tagen das Berner Bataillon unter Trommelschall und Hörnerklang wieder abmarschirte, standen Mutter Anneliesi und ihre Töchter unter der Thüre und schauten ihren beiden Einquartierten weinend nach.

„Wie schade für die braven Knaben, daß es lutherische Ketzer sind!"

Viertes Kapitel.

Im Kloster.

Wenn wir nicht irren, war es in einer Nachtsitzung, da der Große Rath des Kantons Aargau den verhängnißvollen Beschluß faßte, sämmtliche Klöster des Kantons aufzuheben.

Es war eine windstille Nacht. Und doch heulte es gleich einem Zugwind durch die Kreuzgänge jener zwischen zwei protestantischen Kantonen eingekeilten stolzen Luzerner Abtei; keine Menschenhand zog an den Strängen der Klosterglocken und dennoch stöhnte ihr Erz dumpf von den Thürmen herunter; wunderliche schauerliche Töne entfuhren der Orgel in der öden dämmerigen Kirche. In den weiten Kellern, wo die kolossalen Stückfässer den Mauern entlang in Reihen standen, kollerte es wie ferner unterirdischer Donner; treppauf und ab, durch die langen Corridore, in den verlassenen Refektorien schienen durch die Finsterniß weißgraue Schatten zu ziehen, weite schleppende Kutten zu rauschen. Es war die schaurige Ahnung des

eigenen Endes, welche das Luzerner Kloster durchfröstelte, als die Kunde durch die stillen Lüfte zog, daß über die Aargauer Klöster der Stab gebrochen sei. — —

Wohl mochte mancher der Mönche in den langen Zellenreihen zwischen Schlaf und Wachen die unheimlichen Töne hören, aber er achtete ihrer nicht und legte sich unbekümmert auf's andere Ohr. Nur einer im Kloster war's, der ihre Bedeutung ahnend verstand, — der Prälat, der noch in später Mitternacht in seinen mit klösterlicher Pracht ausgestatteten Gemächern bei der Lampe wachte.

Es war ein paar Wochen später, als der alte in Ruhestand versetzte Diplomat v. O., dessen Bekanntschaft wir schon im Schlosse Matstetten gemacht haben, am Klosterportal vorfuhr. Zu beiden Seiten dieses Portals dehnte sich die fensterreiche Fronte des Gotteshauses, dessen rechter Flügel von der mit zwei Thürmen versehenen Kirche flankirt war. Der Herr Schließer, der oberste der dienstbaren Geister im Kloster, öffnete dem alten Herrn den Schlag, half ihm aus dem Wagen und komplimentirte ihn dann mit dienstbeflissener Freundlichkeit die paar Stufen hinauf, die zum Portal führten. Herr v. O. mochte hier

längst bekannt sein. Als wie zu Hause bewegte er seine mit kleinen Stahlschnallen geschmückten Füße durch die steinerne Vorhalle und die breiten Treppen hinan, die durch das grandiose viereckige Stiegenhaus, welches einem Königsschloß Ehre gemacht hätte, sich hinaufwanden. Im ersten Stock der Fronte des Gebäudes befanden sich die Zimmer und Sääle, in denen das Gotteshaus seine weitberühmte Gastlichkeit ausübte. Die Fenster des langen Ganges, durch welchen der alte Diplomat nun schritt, blickten gegen einen Hofraum, der mit grünem Rasen bewachsen und mit labyrinthisch verschlungenen, sorgfältig unter der Scheere gehaltenen Taxushecken bepflanzt war, zwischen denen etliche gezähmte Rehe sich herumtrieben. Eine dunkelbraune geschlossene Thüre, der Zugang zu den weitläufigen Flügeln und Hintergebäuden, führte zur „Klausur“, den Zellen und Refektorien der Mönche, — eine Schwelle, über welche kein Weiberfuß schreiten durfte.

Mit einem tiefen Bückling öffnete der Herr Schließer dem Gaste den Empfangssalon des Herrn Abtes. Auch hier herrschte klösterliche Pracht; schwere seidene Vorhänge bauschten sich an den Fenstern, aber man sah es ihren Falten an, daß keine Frauenhand sie geordnet; Stühle und Sopha

waren mit dunkelgrünem Sammt ausgeschlagen, aber ihre Polster waren nicht elastisch und sie standen unwohnlich in geraden Linien den Wänden entlang; hohe Spiegel hiengen über Marmorconsolen zwischen den Fenstern, aber die Vergoldung der Rahmen war an manchen Stellen von der rauhen Hand des Klosterbruders, der hier den Staub zu entfernen hatte, weggewischt worden. In diesem Salon herrschte, so wie in den Gängen, auf den Treppen und in allen andern Räumen des Klosters ein ganz eigenthümlicher Duft; es mochte eine Mischung des Weihrauchgeruches, der von der Kirche her drang, die mit dem rechten Flügel des Klosters durch mehrere Thüren in Verbindung stand, — und des Speisendampfes der kolossalen Küche sein, die sich im Erdgeschoße des linken Flügels befand.

Nach wenigen Augenblicken, während welcher der alte Diplomat seine Nase am Dufte des kölnischen Wassers erlabte, womit sein weißes Taschentuch befeuchtet war, trat der Prälat zu seinem Gaste. Der Kirchenfürst war während der letzten paar Wochen um ein Bedeutendes älter und ernster geworden; seine hohe sonst so aufrechte Gestalt war sogar etwas gebeugt, als ob sie eine unsichtbare schwere Bürde zu tragen hätte.

Die Unterhaltung, die sich jetzt entspann, hatte bald den Weg auf das Gebiet der neuesten Tagesgeschichte gefunden. Der Prälat beklagte bitterlich die Aufhebung der aargauischen Klöster: „Einige der schönsten Edelsteine sind aus der Tiara unsers heiligen Vaters gebrochen worden. Meine Brüder sind aus ihren frommen Ruhestätten vertrieben und wissen nicht, wo ihr müdes Haupt hinlegen, und meine frommen Schwestern, welche den Stürmen der Welt entflohen waren, hat man wieder mitten in die wilden Wellen zurückgeworfen. Aber das Schlimmste ist das böse Beispiel. Die uralten Gotteshäuser, welche während Jahrhunderten allen Stürmen trotzten, sind nun dem Handmehr eines paar Dutzend radikaler Schreier erlegen. Wer bürgt uns, daß nicht morgen oder übermorgen auch wir diesem Schicksal verfallen sind?" — „Die Klöster", tröstete der Diplomat, „sind in euerer Bundesurkunde garantirt; die Bundesurkunde steht unter dem Schutz der großen Mächte, der heiligen Allianz." — „Die Bundesurkunde", erwiderte der Prälat bitter, „ein Pergament! Wie manches dieser Pergamente hat die Zeit schon zerrissen? Die Mächte! Werden wohl diese furchtsamen Friedenswächter wegen ein paar Klöstern es riskiren, daß die Rente um ein paar

Prozente falle?" Der Diplomat entgegnete achselzuckend: „Sie haben Recht; weder auf Pergamente noch auf Garantieen ist mehr ein rechter Verlaß. Es gibt nur ein Mittel, das hilft. Der bekehrte Saulus in Luzern ist einverstanden und sein Bundesgenosse auch, der Andreas Hofer von Ebersoll. Nur sie können helfen!" — „Wer?", frug der Prälat gespannt. — „Die Jesuiten", erwiderte der Andere mit gedämpfter Stimme. Der stolze Mönch erblaßte. „Haben wir diese Jakobiner in schwarzen Kutten weniger zu fürchten, als jene mit den rothen Mützen? Waren ihnen, den Emporkömmlingen, unsere stolzen, in den Tiefen der Jahrhunderte wurzelnden Abteien nicht von jeher ein Dorn im Auge?" — „Von zwei Uebeln werden Sie das kleinere wählen", entgegnete mit Lächeln der Diplomat. „Jene werden euch bloß beherrschen, nicht vernichten. Was vermöget ihr in euern Klöstern? Auf euere Knechte und Pächter und etwa auf die Bauern in den nächsten Dörfern erstreckt sich euer Einfluß. Könnt ihr mit denen dem Hochwasser der Revolution Dämme setzen? Aber jene, ihr letztes Ziel stets im Auge, — keinen Umweg scheuend, der ihm näher bringt, — mit den Wölfen heulend, — mit den Demokraten Stimmzeddel zählend, sie

sind die wahren Kerntruppen der Kirche und Legitimität. Ich sage Ihnen, einem alten Diplomaten lacht schon bei Nennung des Namens des würdigen Ordens das Herz im Leibe." — Der Abt hatte nur mit halbem Ohr dieser Apologie der Jesuiten zugehört; er seufzte tief, indem er sprach: „Es ist ein bitterer Kelch, den Sie mir kredenzen." —

Es war Klosterregel, daß die angesehenen Gäste nicht mit den Mönchen im Refektorium speisten, sondern in der „Abtei" mit dem Prälaten und seiner kleinen Hofhaltung. Zu dieser Hofhaltung oder, militärisch gesprochen, zum Stabe des Abtes gehörten die zwei oder drei ersten Würdenträger des Klosters, unter diesen der Pater Kornherr, ein munteres Männchen, dessen Amt bei Tafel zwischen dem Zeremonienmeister und dem Lustigmacher die Mitte hielt. An den untern Enden des Tisches befanden sich die Gedecke der beiden weltlichen Beamten des Klosters, nämlich des rechtsgelehrten Kanzlers und des Arztes. Den fremden Gästen wies der Herr Prälat ihre Plätze je nach Rang und Stand mit einer würdigen Handbewegung an der langen ungemüthlich gasthausmäßig gedeckten Tafel an. Die Bedienung besorgten der Herr Schließer und der Herr Kam-

merdiener des Abtes in zeremonienmäßigen schnupftabakbraunen Fräcken.

Für heute hatten sich nebst dem alten Diplomaten noch einige patrizische Luzerner Familien im reichen Kloster zu Gast geladen, deren weibliche Bestandtheile durch eine gewisse fast südliche Glut der Blicke ihre Heimat verriethen, während bei den Männern die Glut etwas tiefer, nämlich auf den kühn gebogenen Nasen sich abgelagert hatte.

Den ersten Ehrenplatz zur Rechten des Prälaten erhielt Herr v. O.; den zweiten, dem Abte gegenüber, eine Dame mit schwarzen Augen, schwarzem Haar, klatschrosenfarbenen Bändern auf der Haube und etwas tiefer ausgeschnittenem Kleide, als zu einem Besuch in einer Bernhardinerabtei eigentlich nöthig gewesen wäre. Neben dieser Dame, welche Frau Oberstin titulirt wurde, hatte der Pater Kornherr sein Gedeck, kenntlich am größern Format der Weinflasche, die davor stand; er genoß im Kloster des Rufes einer besondern Gabe, mit Frauenzimmern umgehen zu können. Die Frau Oberstin hätte es zwar wahrscheinlich vorgezogen, einen jüngern Pater zum Tischnachbarn zu haben, machte jedoch aus der Noth eine Tugend und ließ — wahrscheinlich um nicht aus der Uebung zu kommen — die Batterien ihrer

dunklen Augen gegen den Alten spielen, wenn auch ohne Aussicht, dadurch irgend eine Verwüstung anrichten zu können. Zum Dank und Ersatz bestrebte sich der Pater Kornherr, so liebenswürdig als möglich zu sein, und ließ aus den Tiefen seines Gedächtnisses seinen ganzen Vorrath von Anekdoten und Spässen hervorsprudeln. Unter Anderm ließ er sich auch von seiner Nachbarin befragen, ob er dem Thee oder dem Kaffee den Vorzug gebe. Die Antwort: vellem quidem *te*, sed quia clericus sum, *cave*, erregte, obwohl nicht mehr ganz neu, die Heiterkeit der gesammten Tafel, mit Ausnahme des Prälaten, der seinen würdevollen Ernst beibehielt und durch eine bedeutsame Handbewegung seinem lustigen Rath ein gebieterisches nec plus ultra kund that. Der Pater Kornherr ward dadurch genöthigt, der Frau Oberstin mit den hochrothen Haubenbändern die Uebersetzung des lateinischen bon-mot nur ganz leise mitzutheilen, welche den Schäcker dafür mit einem Schlag von ihrer weißen Hand und einem Blick bestrafte, der fähig gewesen wäre, die gefährlichste Feuersbrunst im Kloster anzuzünden, wäre der würdige Herr im weiß und schwarzen Bernhardinergewande nicht feuer-, schuß- und stichfest gewesen.

Wir haben noch eines wohlgenährten Herrn zu erwähnen, welcher den Platz zur Linken des Herrn Abtes inne hatte. Es war dieß einer jener Kryptokatholiken von der Hurter'schen Schule, geborner Protestant und durch äußere Stellung und Familienverhältnisse gehindert, die Irrlehre öffentlich abzuschwören, der sich von Zeit zu Zeit durch einen mehrtägigen Aufenthalt im Kloster, dessen Schooßkind er war, für den auferlegten Zwang schadlos zu halten suchte.

Da man ganz unter sich, kein einziges räudiges Schaf in der Hürde war, so durfte man ohne Rückhalt sein Herz ergießen. Herr v. O. wünschte den anwesenden Luzernern Glück, daß ihr Kanton nun einmal das zu werden verheiße, was sein Name und seine Stellung erwarten ließen, nämlich die Leuchte, das Haupt und der Bannerträger sämmtlicher schweizerischen Katholiken. „Wenn die Männer dächten wie wir Frauen", erwiederte die rothbeflaggte Frau Oberstin, „so wäre die radikale Kanaille schon längst vertilgt und ausgerottet; aber die geben sich zufrieden, wenn ihnen nur ihr Bier und Käskuchen nicht abgeht, und uns heißen sie schweigen." — „Es giebt in verschiedenen katholischen Ländern sehr heilsame und einflußreiche Frauen- und Jungfrauen-Vereine,"

entgegnete der Prälat nicht ohne etwelchen malitiösen Humor, „welche, allen weltlichen Freuden abschwörend, nur dem Gebet, der Wohlthätigkeit und der Kasteiung leben und einer der festesten Dämme gegen die subversiven Tendenzen der Irrlehrer bilden." — „Ihre Gnaden wollen uns doch nicht zu Herrnhutern machen," protestirte die Dame. — «C'est pour le peuple,» beschwichtigte der Diplomat.

Unterdessen trugen die Bursche in den braunen Fräcken zahllose Fleischgerichte auf und um die Tafel, — alle Theile des fetten Kalbes, welches das Kloster alltäglich, mit Ausnahme der gebotenen Fasttage, schlachtete, Kopf und Fuß, Leber und Gekröse, Herz und Nieren, theils gesotten, theils gebraten. Als endlich der Nachtisch kam und die goldgelbe Ananas, der Triumph des Klostergärtners, auf der Mitte der Tafel prangte, wurden feine Weine herumgeboten, alter Burgunder den Herren, süßer Lipari den Damen; zum Schluß schäumte in den hohen Kelchgläsern der Champagner. Mit würdevollem Anstand wahrte der Herr Abt, als aufmerksamer Wirth, die Ehre des gastfreundlichen Gotteshauses.

Nach aufgehobener Tafel wurden, hergebrachter Uebung gemäß, den Gästen die Merkwürdig-

keiten des Klosters gezeigt. Es wurde zuerst der große Saal besucht, welcher zu außerordentlichen Feierlichkeiten und Ceremonien diente, allmendartig öd und weit; auch hier zeigte sich kahle mönchische Pracht: Wände und Sitze waren mit schwerer gelber Seide ausgeschlagen, von der hohen Decke, wo man pausbäckige gipserne Engel auf gipsernen Wolken reiten sah, hiengen krystallene Kronleuchter herunter — —. Kam dann die Bibliothek, für den Kenner eine Fundgrube merkwürdiger Manuskripte und seltener Incunabeln; aber auch für den ungelehrten Laien besaß das Kloster in diesem Raume ein Schaustück, auf welches es stolz war: ein Linienschiff in Miniatur mit allen Masten, Segeln und Tauen, mit Kanonen und Ankern, mit Matrosen und Schiffssoldaten, Alles aus Holz geschnitzt und sauber nach der Natur mit brauner, blauer, rother, grüner und gelber Farbe bemalt, — das Werk vielleicht eines ganzen langen Mönchslebens. Nachdem der Dreidecker gehörig bewundert worden, wanderte man in die Sakristei. Die alten eichenen, mit köstlichem Schnitzwerk verzierten Schränke wurden aufgeschlossen und die Meßgewänder aus Gold- und Silberstoff und bunter, schwerer Seide an's Tageslicht gezogen. — Zuletzt kam die Kirche

an die Reihe; sie war reich an vergoldeten Heiligen und Engeln, es herrschte darin ein Ueberfluß von bunter Stukkatur, die Altäre strotzten von verschiedenfarbigem Marmor und vor denselben standen silberne Leuchter, sicher vor den Dieben durch die eigene Schwere. Ein junger Pater setzte sich an die Orgel und stimmte, den Gästen aus Luzern zu Ehren, einen laut schallenden Triumphmarsch an. Die Frau Oberstin warf sich in inbrünstiger Andacht auf die Kniee, aufschlagend gen Himmel das dunkle, feurige Auge, herabflehend sein vernichtendes Feuer auf alle Radikalen, Freimaurer und Ketzer. Der Kryptokatholik athmete mit Wollust die weihrauchdurchschwängerte Luft, für ihn eine verbotene Frucht, an der er nur heimlich naschen durfte. Der Pater Kornherr betete, mechanisch die Lippen bewegend, sein Ave Maria und bedachte dabei, als Oberceremonienmeister, was nun, wenn die Kirche beschaut, mit den Klostergästen anzufangen sei, ob es besser, sie in den Zwinger zu den gezähmten Rehen oder in die Gewächshäuser des Klostergartens zu führen. — —

Unterdessen pflog der Prälat noch ein geheimes Gespräch mit Herrn v. O. — Lange sträubte sich der stolze Bernhardiner, der Berufung des mächti-

gen Ordens beizustimmen, welcher, nach der Meinung des Diplomaten, der Revolution allein noch Widerstand zu leisten vermochte. Und stimmte der Abt des einflußreichen Klosters nicht bei, so fand sich auch im Rathhaus zu Luzern kein Mehr für die Jesuiten. Aber Herr v. O., als ein gewiegter Diplomat, ließ sich keineswegs abschrecken. Allmählig gelang es ihm, den Gegner aus allen seinen Positionen zu vertreiben, — zur Kapitulation zu zwingen.

„Also geschieht's?" Und der alte Herr bot dem Prälaten die wohlgepflegte Hand mit den vielen goldenen Ringen. „Es sei," erwiederte der Abt mit zögernder, gepreßter Stimme, und schlug widerstrebend ein. — —

Da war es, wie in jener verhängnißvollen Nacht, als ob ein dumpfes Stöhnen das Kloster leise durchschauere, von den Kellern durch die düstern Kreuzgänge bis hinauf in die hohen Glockenthürme, wo von den Dachbalken zahlreiche Fledermauskolonien zapfenartig herunterhiengen.

Fünftes Kapitel.

Jugenderinnerungen.

Kehren wir zu frühern Bekannten zurück. Der deutsche Flüchtling Hermann Schwalbe, welchen, wie wir oben erzählten, die Patrouille der „Längendörfer-Chutzen" den Krallen des alten Bolingers entrissen hatte, war mit Fritz Waldmanns Paletot und Empfehlungsbrief glücklich in Bern angelangt. Nicht lange, so kam aber der Fremde ohne Ausweisschriften auch da mit der Polizei in Collision. Er ward vor den Herrn Polizeidirektor citirt, welcher ihn in sein Arbeitskabinet führen ließ.

In Schlafrock und Hauskäppchen sitzt der oberste Beamte der öffentlichen Sicherheit in seinem grünen Armsessel und mustert von der Seite den Freiheitsapostel der Cikorienstampfer von Lahr, welcher in devotester Stellung seine Sache vorträgt.

„Wollen der Herr Polizeikommissär gütigst bemerken, daß meine republikanischen Gesinnungen

allein jene Verfolgungen mir zugezogen haben, die mich endlich zur Flucht aus der Heimat zwangen.

„Sie stehen vor keinem Polizeikommissär, sondern vor dem Polizeidirektor der Republik Bern", — verwies der Würdenträger kurz und scharf.

Der Freiheitsmärtyrer stutzte, ein Blitz zuckte in seinen Augen. In seinem fernern Vortrag klomm nun der Flüchtling äußerst gewandt über die Staffeln des „Polizeidirektors" zum „Polizeipräsidenten" hinauf und verstieg sich endlich ohne zu straucheln sogar bis zur Höhe eines „Polizeiministers", welchen Verstößen gegen die republikanische Etiquette jedoch dießmal durch die Finger geschaut und dieselben ohne fernere Rügen hingenommen wurden. Als der Chef der Polizei den Flüchtling endlich mit einem nicht ganz ungnädigen Kopfnicken entlassen hatte, sagte er zu sich: diesen Mann kann man brauchen. Als der Freiheitsmärtyrer sich beim „Hrn. Polizeiminister" mit einem tiefen Bückling empfohlen und die Thüre hinter sich zugeklappt hatte, sprach eine Stimme in seinem Innern: den Mann kann man brauchen. —

Fritz Waldmann hatte zur Zeit sein Staatsexamen glänzend bestanden und seither als Vertheidiger in Kriminalsachen einigemal glücklich

plaidirt. Jetzt, da nach den überstandenen Winterstürmen wieder eine verhältnißmäßige politische Windstille herrschte, dachte er ernstlich daran, sich ein Geschäftsbüreau einzurichten. Eine Hinterstube an der Junkerngasse war wohl, was vor der Hand für seine Verhältnisse am besten paßte. Die Junkerngasse ist das Quartier der ruheliebenden Rentiers. Die Südfronte der Häuser hat eine freie Aussicht auf den Fluß, die grüne Landschaft und das Schneegebirge; zudem besitzt jedes Haus das unschätzbare Kleinod eines Gartens, der sich terassenförmig mehr oder minder tief zum Fluß hinunter senkt. Diese Gasse hat dann aber auch ihre Schattseite sowohl im buchstäblichen als figürlichen Sinn. An und für sich ist sie schmal, finster, öde und ihre Arkaden sind sehr niedrig. Begreiflicherweise werden die Räumlichkeiten, die nach dieser Seite Front machen, von den Herren Rentiers nicht bewohnt, sondern als Gesindezimmer verwendet und, was zu ebener Erde ist, kleinen Krämern als Kaufläden, stillen Handwerkern als Werkstätten und angehenden Rechtsanwälten als Schreibstuben vermiethet.

Hier also, wo Jahr aus, Jahr ein löschpapierfarbenes Halbdunkel herrschte und in trüben Wintertagen um die Mittagsstunde die Lampe

gebrannt werden mußte, hatte Fritz sein Geschäftslokal. Es hatte jedoch der Hauseigenthümer dem „Herrn Fürsprech" die Vergünstigung eingeräumt, zur Sommerszeit, da die Bewohner der Südfronte sämmtlich auf's Land zu ziehen pflegten, die „Terasse" — so werden jene hängenden Gärtchen der Junkerngasse genannt — bescheidenerweise benutzen zu dürfen und sich dort hie und da ein Viertelstündchen lang des Sonnenlichtes und der frischen Luft zu erfreuen.

Fritz hatte schon Wochen und Monate seine finstere Schreibstube im Besitz, ohne je von dieser Vergünstigung Gebrauch gemacht zu haben. Beschauliches Dämmern in einem Fliedergärtchen war nicht nach seinem Geschmack; er suchte lieber die Leute; die Aufregung, welche von der Reibung des Verkehrs und der Diskussion erzeugt wird, war sein Bedürfniß; und dürstete ihn nach frischer Luft, so ließ er sich beim nächsten Pferdevermiether einen Gaul satteln und stürmte hinaus in's Weite.

Einst wurde ihm jedoch über einem Aktenhefte besonders bang und heiß in seinem dumpfen Geschäftslokal. Da fiel ihm ein, daß sich der Prozeß eben so gut und viel angenehmer auf der Terasse studiren ließe. Er steckte sich eine Cigarre an und ging von seinem Rechte Gebrauch zu machen.

So hübsch hatte er sich's nicht gedacht. Die Mitte des kaum etliche Quadratklafter haltenden Gärtchens bildete eine Gruppe blühender Gesträuche; zu beiden Seiten waren Lauben aus hellgrün bemalten dünnen Stäben geflochten und mit großblumigen Schlingpflanzen überrankt. Die Pracht der Fernsicht von diesem traulichen Plätzchen aus gab jener der Münsterterasse kaum etwas nach: unten die blaue Aar, die brausend über die „Schwelle" sich stürzt, — gegenüber der grüne Gurten und im Hintergrund die Schneeriesen des Berner-Oberlandes.

Die Arme auf das Terassen-Geländer stützend gab er sich eben dem erfrischenden Eindrucke dieses Anblickes hin, als das Rauschen eines Frauenkleides, aus nächster Nähe herkommend, sein Ohr traf. Er schaute auf. Keine drei Schritte von ihm — auf der Terasse des Nachbarhauses, die ein Paar Fuß weiter vorgebaut war, stand eine junge Dame, welche beim unerwarteten Anblick des jungen Mannes erröthete und sich zurückziehen zu wollen schien.

„Fräulein Mathilde!"

„Ist's möglich? Fritz!" — Und das Mädchen blieb freudig überrascht stehen.

Der Ton des Fräuleins war fast ein mütter-

licher, als es sprach: „Sie haben sich lange nicht mehr auf dem Schlosse sehen lassen, Herr Waldmann. Was haben wir Ihnen zu leide gethan?"

„Wäre der Wildfang willkommen gewesen, der mißrathene rebellische Sohn des alten getreuen Vasallen?" — erwiderte Fritz. — „Das Andenken an die frühern fröhlichen Tage hätte den Rebellen vielleicht wieder zur Pflicht zurückgeführt," — entgegnete das Fräulein scherzend.

Und wie durch einen Zauberspruch berufen taucht plötzlich die Erinnerung an die harmlose Jugendzeit in dem Gemüth des jungen Mannes auf, — die Streifereien durch Feld und Wald, die tollen und kecken Streiche, die des Schloßherren und des Schloßbauern Kinder einst gemeinschaftlich ausgeführt hatten.

„Sie waren schon damals ein widerspänstiger Revolutionär" — fuhr das Fräulein fort. „Aber es gelang mir gewöhnlich doch, Sie im Zaume zu halten." — .

„Wissen Sie noch, Mathilde, als der alte Gärtner uns so tödtlich beleidigt hatte, weil er Ihrem Herrn Vater eine Rechnung eingegeben „für Scheiben, welche die Hunde, Esel und Kinder zerbrochen", — da wir ja doch wußten, daß er selber das Glashausfenster im Rausche hatte zur

Erde fallen lassen; wir Knaben faßten den Entschluß, die Hemden des alten Lügners, die eben, frisch gewaschen, hinter der Orangerie hingen, mit rothem Ziegelsand zu bestreuen. Ihr Zureden hielt uns von der unedlen Rache ab —"

„Welche auch nicht von Ihnen, sondern von Theophil ersonnen worden war", — ergänzte Mathilde. „Ihre Idee war verwegener. Sie wollten den alten Jakob zu einem Zweikampf herausfordern, welcher als Gottesgericht hätte entscheiden sollen, wer der Lügner sei. Leider scheiterte dieses romantische Unterfangen an Jakobs unritterlichem Sinne." —

„Ich glaube, es ist noch ein Paar Jahre länger her, als wir die denkwürdige Entdeckungsreise durch den Urwald unternahmen," — fuhr Fritz in seinen Reminiszenzen fort.

„Ich war die Urheberin derselben," — sagte das Fräulein lachend. „Ich hatte eben den schweizerischen Robinson gelesen und brannte vor Begierde nach unentdeckten Ländern." — „Da beschlossen wir einen Streifzug in den Wald, welchen zu betreten, wegen dem Keßlervolk, das zuweilen dort sein Wesen trieb, uns Kindern verboten worden; um so größer war für uns der Reiz." — „Wir brachen auf mit Sack und Pack; sogar Ihr

Schwesterchen, das damals kaum größer war, als meine große Puppe, mußte mit. Sie gingen keck voran; ich folgte Ihnen und führte das Bäbeli, welches ganz stolz und glücklich war, das Wagstück mitmachen zu dürfen, an der Hand. Theophil bildete die Nachhut. Welche Freude, als wir zu jener abgeholzten Lichtung kamen, die — ganz roth von reifen Erdbeeren — uns entgegen lachte. Wir tauften sie sogleich als Erdbeerenprairie." — „Du fülltest dein Körbchen, Mathilde; wir Knaben verschlangen, was wir pflückten." — „Und dann der Schreck, als Theophil plötzlich den schlafenden Holzhacker erblickte und aus voller Lunge Zetter zu schreien begann. Wir standen in der festen Ueberzeugung, einen wilden Menschenfresser vor uns zu haben. Du ergriffst einen Knittel, Fritz, und wolltest gleich auf den Feind los; aber im Kriegsrath wurdest du überstimmt und bevor der Holzhacker sich die Augen ausgerieben hatte, waren wir im Dickicht verschwunden." —

„Da entdeckten wir in einem Busche das Amselnest," — spann Fritz am Faden der Erinnerungen weiter. „Fünf beinahe ausgewachsene Thierchen lagen drinn, dunkelgraue Flaumbälle mit gelben Schnäbeln, welche sie begehrlich aufsperrten, als wir neugierig die Aeste zurückbogen

um in's Nestchen zu gucken. Theophil und ich wollten die Vögel als gute Beute mitnehmen, aber du machtest entschiedene Einsprache." — „Ihr hättet ja die Thierchen entweder überfüttert oder verhungern lassen und zudem flatterten die Alten so bekümmert und ängstlich in den nahen Büschen herum! — Ob alledem hatten wir aber die Richtung verloren, es war weder Weg noch Steg im Dickicht, wir waren verirrt. Der Jauchzer tönt mir noch jetzt in den Ohren, den du damals erschallen ließest, Fritz, vor lauter Wonnegefühl verirrt zu sein." — „Ihr andern waret um so erschrockener," — lachte Fritz. — „Kein Wunder," — entgegnete Mathilde. „Dem Bäbeli war das stolze Stöffeln an meiner Hand längst vergangen und das Weinen stand ihm zu nächst aus Furcht und Müdigkeit. Da nahm ich meine Kenntnisse zusammen, die ich im schweizerischen Robinson gesammelt hatte, um mindestens die Richtung nach der Weltgegend, in welcher das Schloß lag, aufzufinden. Ich untersuchte, auf welcher Seite die Stämme Moos angesetzt, — da mußte Westen sein." — „Und nun ging's durch dick und dünn, durch Dorn und Dickicht," — ergänzte Fritz, — „und mancher Strauch behielt als eroberte Throphäe einen Fetzen von deinem leichten

Sommerkleide. Aber nun kam erst das Aergste, der breite, tiefausgefahrne Waldweg, dessen gelber Lehm vom Regenwasser in einen dicken, zähen, bodenlosen Brei verwandelt worden war. Wie sollten wir da hinüber? Ich für meinen Theil wäre schon durchgekommen; aber ihr andern drei! Trostlos setzten wir uns an den Rand in's feuchte Moos." — — „Und nannten den schlimmen Waldweg den Sumpf der Verzweiflung. Endlich ward ein kecker Entschluß gefaßt. Du, Fritz, nahmst dein Schwesterchen huckepack auf den Rücken und gingst voran. Theophil und ich folgten nach, leider Gottes bis zu den Knieen in den gelben Sumpf versinkend. Nun waren wir an den Rand des Waldes gelangt und vor uns lag das Schloß. Aber durften wir uns in diesem Aufzug vor den Leuten zeigen?" —

„Da wußtest du wieder guten Rath, Mathilde."

„Es lag auf der Hand! Was klügeres, als uns möglichst unbemerkt bis zum heimlichen Plätzchen hinter dem Schloßgarten zu stehlen, wo die Silberpappeln stehen, dort am Brünnlein in der Tuffsteingrotte unsre Strümpfe zu waschen, dieselben an die Sonne zu hängen und dann zuzuwarten, bis sie wieder trocken geworden." — „Gesagt gethan! — Du hattest dich nur in einem

Faktor geirrt, nämlich in der Sonne, welche unsere Strümpfe trocknen sollte und die nun statt dessen sich anschickte, hinter dem fernen Weißenstein zur Ruhe zu gehen. Wir warteten und warteten, aber die Strümpfe wollten nicht trocken werden. Ich freilich machte mir wenig aus der Sache, aber ihr beiden, die ihr nun, da es schon dunkel werden wollte, gleich zwei armen Sündern, die Strümpfe in den Händen tragend der Strafpredigt entgegen mußtet, die euerer harrte!" — „Die gute Chanoinesse war freilich in tausend Aengsten," — lachte Mathilde. „Wir hatten ihr Nachmittagsschläfchen mißbraucht, um uns zu dieser denkwürdigen Expedition auf den Weg zu machen. Die Strafpredigt blieb dann freilich nicht aus und zur Buße wurden wir sogleich zu Bett geschickt und jedem eine Tasse Lindenblüthenthee diktirt — — —."

Fritz war im Begriff, seiner Jugendgespielin, gegen welche er sich unvermerkt wieder das trauliche „Du" erlaubt hatte, noch eine abenteuerliche Schlittenfahrt in Erinnerung zu bringen, welche beide einst in Gesellschaft unternommen hatten, als eine dünne, spitze Stimme hinter dem blüthenumsponnenen Gitterwerk der Gartenlaube hervor „Mathilde" rief.

„Die Tante," — sagte das Fräulein. „Wir

haben uns ganz in die Kinderzeit zurückgeplaudert," — fügte es bei und reichte dem jungen Manne über die niedere Mauer herüber die Hand. „Leben Sie wohl, Herr Waldmann, — vergessen Sie Schloß Matstetten und seine Bewohner nicht ganz!" —

— — Herr Waldmann? Warum nicht Fritz? War dieß nicht ein feines und möglichst schonendes, aber dennoch ein Zurückweisen in die Schranken, die er unbewußt überschritten hatte? — Eine dunkle Röthe übergoß bei diesem Gedanken einen Augenblick sein Gesicht.

„Es geschieht dir Recht," — sprach er dann zu sich und nahm sich vor, seine Prozeßakten künftighin nie mehr auf der „Terasse" zu studiren.

Fritz Waldmann hielt Wort, — er blieb fortan in seiner Schreibstube.

Durch die Mousselin-Vorhänge der Fenster, welche die neugierigen Blicke der Vorbeigehenden abzuhalten bestimmt waren, schien Jahr aus, Jahr ein weder Sonne noch Mond, sondern es filtrirte sich durch dieselben kaum ein trübes Dämmerlicht. Ein schwarzlakirtes Schreibpult stand mitten in der Stube, vor demselben ein lederner Drehstuhl, an den Wänden einige hölzerne Sessel, im Hintergrund ein großer Kachelofen, von welchem ein

Napoleon, eine medizeische Venus und ein Bär, sämmtlich aus Gyps, herunterschauten, — der Nachlaß dreier früheren Miethsleute und zugleich die Wahrzeichen des Zuges ihrer Herzen.

Am schwarzlakirten Pulte schrieb Fritz seine Rechtsgutachten, seine Klagschriften und Antworten, seine Repliken und Dupliken. Zuweilen aber geschah es, daß er seine Feder bei Seite schleuderte, vom ledernen Drehstuhl aufsprang und mit ungeduldigen Schritten den Raum zwischen dem Fenster und dem Kachelofen maß. In solchen Augenblicken pflegte er über seine Lage und Zukunft Betrachtungen anzustellen.

Der Sohn des Schloßbauers war nicht aus Neigung Jurist geworden. Er fand kein besonderes Behagen daran, verwickelte juristische Knäuel mit spitzen Fingern zu entwirren oder mit dem anatomischen Skalpel der Rabulistik Gesetzesparagraphen zu zerlegen. Sein geistiges Auge glich nicht der Loupe, sondern überschaute die Welt und die Verhältnisse im Großen und Allgemeinen. Der Mensch zeigt sich dem Advokaten selten von seiner schönen Seite. Gewöhnlich sind es Eigennutz und Rechthaberei, welche ihn dazu bewegen, an der Thüre der Themis anzuklopfen. Und dann der Gegenstand, für welchen der Rechtsanwalt als

geistiger Klopffechter vor den Schranken des Amtsgerichts oder Obergerichts seinen Tourniergaul tummeln muß, wie nichtig gewöhnlich, — wie uninteressant! Ein Nachbar, der dem Andern das Wasser seines Brunnens nicht gönnen mag; — ein Grundbesitzer, dem es zur besondern Satisfaktion gereicht, die Leute ein Paar hundert Schritte Umweg machen zu lassen, weil der Fußpfad, der über sein Gut führt, kein öffentlicher ist; — oder es handelt sich um den Hauptmangel eines verkauften Gaules — —.

Aber plötzlich blieb dann Fritz vor dem gypsernen Napoleon stehen und kreuzte gleich diesem seine Arme.

„Ausharren!"

Wollte Einer nicht den langsamern und noch tausendmal langweiligern Weg nach den höhern Staatsstellen einschlagen, welcher bei dem supernumerären Kopisten in irgend einer Kanzlei beginnt, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als Advokat zu sein, aus welchem Stande die Steuermänner der eidgenössischen Flotte sich fast ausschließlich zu rekrutiren pflegten. Zudem war ein gewisses Etwas, welches unsrem Freunde fehlte und das bongré-malgré erworben werden mußte, wenn er seinen Weg durch die Welt machen wollte,

nämlich — Gold. Ob der Schloßbauer irgendwo in einem Haberkasten seines Speichers alte mit blanken Thalern gefüllte Strümpfe versteckt hielt, war seinem Sohne unbekannt. Hätte aber auch Fritz um ein solch Geheimniß gewußt, er hätte diesen Faktor nicht in das Rechenexempel seines Lebensplans aufgenommen: er wollte selbstständig sein, keinem Andern als sich selbst seine Zukunft verdanken. Zu jenen Zeiten aber war in seiner Heimat der Advokatenstand der einzige, in welchem man in kurzer Zeit viel Geld verdienen konnte. —

Sechstes Kapitel.

Die Kosaken der Revolution.

Fritz Waldmann kehrte also zu seinem schwarzlakirten Pulte zurück und verfaßte wieder Prozeßschriften und studirte Akten. Aber was Wunders, wenn er jedesmal mit Vergnügen die graue Schreibstube verließ und einen Ort aufsuchte, wo die Fittige seines Geistes mehr Raum fanden, sich auszubreiten. Diesen Ort fand er im Hause seines ehemaligen Professors des Staatsrechts.

Hier wurde bei einer Flasche guten Weines und einer langen Pfeife — Fräulein Franziska rauchte jedoch nur Cigarren — geniale Politik getrieben. Es versteht sich, daß man damit anfing **tabula rasa** zu machen; — das alte Gesicht der menschlichen Gesellschaft glatt zu rasiren, alle historischen Stoppeln mit scharfem Messer daraus zu entfernen, war die Lieblingsbeschäftigung des alten Herrn. Wenn einer mit den alten Griechen und Römern aufmarschirt kam oder gar mit unserem Vater Tell und der Universal-Republik gern

einen historischen Boden untergeschoben hätte, sagte der Professor: „Paperlapap, Kinderchen, — laßt mich mit diesem dummen Zeuge ungeschoren. Es wird nicht besser in der Welt, bis alle Bibliotheken und Archive zerstört und all der alte Schund zu Asche verbrannt ist. Eine junge Generation, die nie in einer Schule gesessen und weder einen Katechismus noch ein Geschichtscompendium je in die Finger bekommen, das wäre das wahre Holz, den neuen Staat daraus zu kneten, gleich dem jüdischen Osterkuchen frei vom Sauerteig alter Vorurtheile." —

Ein Maturitätsexamen war etwas viel zu Undemokratisches, als daß man ein solches den Jünglingen zugemuthet hätte, welche die Hochschule besuchen wollten, wo unser geistreiche Lehrer des radikalen Staatsrechts dozirte. So kam es, daß der Herr Professor die gewünschte tabula rasa in den Köpfen vieler seiner Schüler wirklich vorfand und er seine Lehren und Grundsätze in jungfräuliches Erdreich legen konnte, wo sie dann auch mit erstaunlicher Ueppigkeit in die Höhe schossen und in Kraut und Stengel trieben. Diese jungen Leute, die statt im Gymnasium auf der Kegelbahn ihres ländlichen Wirthshauses humaniora studirt und dort den Katechismus glücklich

herausgeschwitzt hatten, bildeten des Herrn Professors junge Garde. Auf ihnen hielt er die größten Stücke.

Zu der Armee, welche er gegen den alten Staat und die alte Gesellschaft in's Feld zu führen gedachte, gehörten ferner die Handwerksgesellen- und Arbeitervereine. Als mehr oder minder zuverlässige Hülfstruppen zählten die Schützen-, Sänger- und Turnvereine. Fräulein Fränzl war Generaladjudant des Heeres. Die Sänger, die Turner, die Schützen hatten ihre geheimen Oberoffiziere und Führer.

Schwalbe, durch Fritz Waldmanns kräftige Empfehlung beim Herrn Professor eingeführt, war in Berücksichtigung der Campagne, welche er an der Spitze der Lahrer Cikorienfabrikarbeiter gemacht, zum Hettmann eines Pulkes deutscher Handwerksburschen avancirt.

Begleiten wir ihn an eine seiner Musterungen.

Der Exerzierplatz ist ein Bierhaus vor den Thoren. Da finden wir die Soldaten der künftigen deutschen Republik in Reihe und Glied, — nämlich an einem langen Tisch; und jeder ist mit seinen Waffen versehen, — nämlich mit einem Bierglas und einer dampfenden Tabakspfeife. Auf vielen Porzellanköpfen prangt das

Bildniß Georg Herwegh's oder des Schneiders Weitling.

„Fürsten, zum Land hinaus," — schallt es uns bei unserm Eintritt entgegen. Es ist das Hambacherlied, welches sich, da hier keine Fürsten regieren, sondern Schultheißen, Bürgermeister und Landammänner, ohne besondere Consequenzen singen läßt. Als das Lied zu Ende, klopft der, welcher vorläufig den Präsidentenplatz oben am Tische eingenommen hat, an sein Glas, — ein Bursche in blauer Blouse, mit starkem, struppigem schwarzem Bart und einer Gesichtsfarbe, die entweder auf einen Feuerarbeiter oder auf etwas Anderes, mindestens auf keine intime Freundschaft mit frischem Quellwasser schließen läßt.

„Der Bruder Hanauer hat das Wort!"

Der Hanauer, dessen Wühlhuberbart flachsfarben ist, erhebt sich und eröffnet der Versammlung, daß sich ein junger Bruder Schweinfurter, kürzlich erst aus der Heimat gewandert, aber von den besten Grundsätzen durchdrungen, in den Bund aufnehmen zu lassen wünsche. „Kennt er die Bedingungen?" frägt der Präses mit dem dunkelrothen Teint. „Kann er schweigen und ist er Willens, ein Fäßchen Bier zu spendiren?" — Der Bruder Hanauer bejaht. — „So trefft

die Vorbereitungen zum Schwur und führt ihn herein!" —

Aus einem Schranke wird nun ein Buch mit rothem Einband hervorgeholt, nebst zwei Dolchen, die kreuzweis vor dasselbe auf den Tisch gelegt werden. Die Läden sind geschlossen, zwei Lichter angezündet und neben das rothe Buch gestellt. Der Bruder Hanauer führt nun ein junges hochaufgeschossenes Bürschchen herein, welches beim Anblick der Lichter und Dolche wie Espenlaub zittert.

„Schwörst du, die Tirannen zu hassen und der großen Sache der Freiheit dienen zu wollen mit Gut und Blut und aus allen deinen Kräften?"

Bruder Schweinfurter schwört mit bebender Stimme.

„Schwörst du, Alles, was du hier siehst und hörst, geheim zu halten und keinem Uneingeweihten, insbesondere keinem Gensdarmen, Polizeikommissär oder sonstigem Freiheitsfeinde zu offenbaren, bei Strafe von diesen Dolchen durchbohrt zu werden?"

Er zittert noch stärker und schwört.

Jetzt wird er von den Bundesbrüdern der Reihe nach umarmt, die Dolche und das rothe Buch werden wieder in den Schrank versorgt, die

Kerzen gelöscht, die Fensterladen aufgemacht und das bewußte Fäßchen Bier beim Wirthe bestellt. —

Eben war die feierliche Ceremonie beendet, als Freund Schwalbe eintrat.

Schwalbe wurde von der Versammlung mit ziemlichem Respekt empfangen. Der Feuerarbeiter räumte ihm ohne weiters den Präsidentenstuhl ein, wonach der Hettmann der Kosaken der Revolution als Signal zum Stillsein und zu allgemeiner Aufmerksamkeit mit einem Messer an das erste beste Bierglas klopfte und hierauf an die versammelten Handwerksgesellen folgende erbauliche Anrede hielt:

„Brüder Proletarier! Wem gehört die Welt? Gehört sie etwa den Fürsten, den Vornehmen, den Reichen? Mit nichten! Die Erde und Alles, was darauf fleucht und kreucht, das Feste und das Flüssige, gehört von Gott und Rechts wegen uns, — den Arbeitern! (Bravo!) — Freunde! Sind wir aber etwa im Besitze dieses uns'res rechtmäßigen Eigenthums? — Leider muß ich zum zweitenmal antworten: Mit nichten! — Während wir Arbeiter im Schweiße unseres Angesichts und mit schwielenbedeckten Händen hobeln, hämmern, feilen, klopfen oder nähen und damit kaum unser karges trockenes Brod verdienen (bei diesen Wor-

ten des Redners wurde es den meisten Zuhörern ganz trocken in der Kehle und sie feuchteten mit einem tüchtigen Schlucke an), liegen die Vornehmen und Reichen auf der faulen Haut; — sie ruhen auf den Lehnstühlen, die wir gepolstert, — sie essen die Buttersemmeln, die wir gebacken, — sie leeren die Fässer, die wir gebunden. Ist das recht, frage ich? (Nein, nein!). — Ein Freund des Volks hat es ausgerechnet: wenn aller Wein, der wächst, unter alle Menschen gleichmäßig ausgetheilt würde, so kämen auf jeden genau drei Schoppen täglich. Was geschieht? Die Reichen und Vornehmen saufen ihn weg, — wir aber sollen Wasser trinken! (Allgemeine Aufregung. Eine Stimme ruft mit Ingrimm: warte nur der Kerl, der mir meine drei Schoppen wegsauft, bis ich ihn erwische!)

Nachdem sich der Tumult, während welchem der Redner seine Kehle mit einem Glas Bier anfeuchtete, gelegt, fuhr dieser fort, wie folgt:

„Freunde! Brüder! Wollen wir verdursten, während die Reichen in Champagner, Burgunder und Parfait-Amour schwelgen? — Wollen wir Arbeiter uns fort und fort in alle Ewigkeit hinein schinden und plagen und es bös haben? — Sie vertrösten uns auf den Himmel; — ich aber

frage: was ist die Seele? — Das haben uns're Feinde und Unterdrücker schon längst gewußt, aber sie haben es uns nicht gesagt. Jetzt ist's heraus! Die Seele ist so was wie eine Spinne, die mitten im Hirn sitzt; und nach allen Seiten gehen ihre Fäden, — in die Hände, in die Füße, in jeden Finger und jeden Zehen; und zieht sie am Faden, so regt sich der Arm oder das Bein oder das Aug' oder die Zunge. Und ist das Thier todt mitten im Hirn drinn, dann ist's aus mit dem Menschen, gar aus. — Versteht ihr? Wollt ihr noch länger euch von den Pfaffen den Teufel an die Wand malen lassen? Nein, Proletarier! Es muß anders kommen schon auf dieser Welt. Wir wollen es auch einmal gut haben und die Pfeifen mit Thalerscheinen anzünden, nichts als Knackwürste essen und den Ratafia aus Biergläsern saufen!" (Allgemeiner Jubel, langanhaltendes Bravorufen nebst Klopfen mit den Gläsern auf den Tisch. Endlich kommt der Redner wieder zu Worte.)

„Aber wie fangen wir's an, um so weit zu kommen? frage ich. (Pause.) Da steht ihr nun, wie die Ochsen am Berg, sperrt die Mäuler auf und glotzt mich an. Freunde, Brüder, Proletarier, ihr dauert mich, ich will's euch sagen —" (Gespannte Erwartung auf allen Gesichtern.)

„Es gibt eine geheime Macht, — sie geht im Dunkeln, sie handelt im Verborgenen; Niemand weiß, wo sie sitzt, kein Landjäger kann sie packen, kein Kerker sie festhalten: das ist das große, mächtige, allwissende und allmächtige europäische Revolutionscomite. Das erhabene weltbeglückende Ziel desselben besteht darin, das Oberste zu unterst zu kehren. Erreicht es diesen Zweck, dann ist auch uns geholfen, — wir, die wir unten sind, kommen dann oben auf. — Glaubt jedoch nicht, Proletarier, daß euch die gebratenen Tauben in's Maul fliegen werden. Auch ihr müßt das Euere dazu thun. Gilt es einmal loszuschlagen gegen die Vorrechtler, dann braucht das Revolutionscomite Soldaten. Ihr seid seine Krieger. Gleich dem Soldaten, der unter der Fahne steht, hat jeder von euch unbedingt zu gehorchen, zu vollstrecken, was euch in seinem Namen befohlen wird." (Feierliche Stille.)

„Das Revolutionscomite braucht aber auch Geld, — umsonst ist der Tod, wißt ihr. An euch ist's, euere Sparpfennige auf den Altar der großen Sache der unterdrückten Menschheit zu bringen. Schenken, meint ihr vielleicht? Bewahre! Ihr sollt euch betheiligen am großen Anleihen der Revolution. Keine Sparkasse zahlt bessere Zinsen. Einen

Louisd'or werdet ihr zurückerhalten für jeden eingelegten Kreuzer, wenn einmal die große Entscheidungsschlacht geschlagen ist. — Keine Bank bietet aber auch solche Sicherheit. All' die Paläste, die Schlösser und prächtigen Landgüter, in denen jetzt die Reichen schwelgen, das sind euere Hypotheken und Unterpfänder. Jedes ist schon heimlich angeröthelt und hat sein Zeichen und im großen Buche des Revolutionscomite steht geschrieben, welcher von euch darauf angewiesen ist. Werfen wir darum freudig uns're übrigen Batzen in die Kriegskasse des großen Geheimbundes. — Hoch lebe die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!"

Während dieser Rede war das Fäßchen, welches der neuaufgenommene Bruder Schweinfurter hatte spendiren müssen, geleert worden. Die Begeisterung für die große Sache schlug über den Häuptern der Handwerksburschen in hellen Flammen zusammen.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," — erscholl es, daß der lose Kalk aus den Spalten und Ritzen der Wände herunterfiel. —

Auf diese große heroische Vorstellung, bei welcher Freund Schwalbe, der literarische Proletarier aus Schwabenland, mit Virtuosität die Hauptrolle ge-

spielt hatte, sollte noch ein kleines tragikomisches Nachspiel folgen.

Es kam nämlich die mißbeliebige Viertelstunde des Bezahlens. Da fand sich, daß der junge Bruder Schweinfurter, ein Schneidergeselle seines Zeichens, aus professionellem Leichtsinn oder in Folge der Aufregung, die bei der Aufnahme in den Bund über ihn gekommen war, es vergessen hatte, daß der Zustand seiner Börse es ihm zur physischen Unmöglichkeit mache, das bewußte Fäßchen Bier zu bezahlen. Der Wirth, ein vierschrötiger Emmenthaler, verstand jedoch in diesem Punkt keinen Spaß; er stellte sich, so breit er war, vor die Stubenthüre und schwor „uf si Gott Seel,“ daß er keinen einzigen der „Donners-Hudle“ herauslassen werde, so lange nicht die Uerte bis auf den letzten Kreuzer berichtiget sei.

Einige der Handwerksgesellen rekognoscirten die Fenster, ob sich nicht der Rückzug auf dieser Linie bewerkstelligen lassen könnte. Leider befand man sich nicht zu ebener Erde. Andere griffen zu ihren Stöcken, um den Ausgang nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen. Der Wirth ließ sich jedoch keineswegs in's Bockshorn jagen, sondern pfiff seinem Hund, der sich neben seinen Herrn stellte und seine Absicht, mit den Waden der

insolventen Gäste Bekanntschaft zu machen, auf sehr unzweideutige Weise durch Zähnefletschen kundgab.

Was Herrn „Doktor“ Schwalbe betrifft, so fühlte er weder Neigung noch Beruf, seine Batzen, wenn er deren etwa in der Tasche trug, als Lösegeld der Gesellschaft darzugeben; ebenso unangenehm jedoch wäre ihm, der hier nur Gastrollen gab, und eigentlich nach Höherem strebte, der öffentliche Skandal einer Prügelei gewesen. In diesem kritischen Augenblicke beschloß er, die Kraft seiner Suade noch einmal auf die Probe zu setzen. Er näherte sich bis auf drei Schritte der Position des Belagerers und redete denselben in folgender Weise an:

„Republikaner, Mann des Volks, Mitproletarier! Das Geld ist die Quelle alles Uebels und seine Abschaffung die erste Bedingung der Menschenbeglückung, sagt der große Marokko, den uneingeweihte Naturen Schneider Weitling nennen. Und Ihr, der Euch rühmt, zu den Freisinnigen zu gehören, zu den Männern des vorgerücktesten Fortschritts, zürnt uns, weil wir Euch keines geben, — haltet uns gefangen, weil uns're Taschen rein sind von dieser moralischen Pest? — Ja, wären wir Vorrechtler, gehörten wir zu den Vor-

nehmen und Reichen, dann wäre es Euere heiligste Pflicht, uns unsern ungerechten Mammon abzunehmen, — je mehr, je lieber. Aber sind wir nicht Brüder, Mitunterdrückte, Genossen im künftigen Kampfe für die gute Sache? — Opfere dein Bier der Sache des Volkes, Republikaner, und der Dank des Vaterlandes soll dir werden!"

Der Wirth erwiederte lakonisch: „wer mein Bier sauft, muß bezahlen; — wer kein Geld hat, tränke sich mit Wasser." — „Schweizervieh," — ließ sich ein naseweiser Bruder Leipziger aus dem Hintergrund hören. Half aber Alles nichts. Wollten die Kosaken der europäischen Revolution hinaus, so blieb ihnen nichts übrig, als die Kreuzer, die sich etwa noch in ihren Taschen vorfanden, als Ausgangszoll auf die breite Linke des Emmenthalers zu legen. Dem vorlauten Bruder Leipziger, dem der Ausdruck „Schweizervieh" entronnen war, wurde, als die Reihe hinauszudürfen an ihn kam, von der nicht minder breiten Rechten des Thürstehers eine kleine Liebkosung als Andenken zu Theil, welche denselben drei Tage lang hinderte, seine sitzende Berufsart auszuüben. —

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch.

1844. 1845.

Drittes Buch.

1844. 1845.

Erstes Kapitel.

Die Freischaar!

Am 24. Oktober 1844 genehmigte endlich der Große Rath von Luzern die Berufung der Jesuiten.

Es geschahen, als dieser Beschluß gefaßt war, keine Zeichen und Wunder, kein Schweifstern erschien als drohende feurige Ruthe am Himmel, es regnete kein Blut, der Dürst und sein wildes Heer zogen nicht durch die Lüfte, weder Pilatus noch Rigi schüttelten dazu ihre Häupter, — Alles ging seinen gewohnten alltäglichen Gang fort, als wäre nichts geschehen. Und doch lag etwas Drückendes in der Luft seit jenem Tage; es bedünkte Viele, als ob sich nun schwerer athmen lasse in Luzern, und Anderen schien es, als ob die blaue Reuß nur noch scheu und erschrocken unter der Brücke durchschlüpfe und sich beeile, möglichst schnell über die Grenze zu kommen. Nicht wegen der sieben Männer war's, die kommen sollten, im Kollegium Schule zu halten. Aber hatte

auch nur die Sohle eines der sieben den Luzerner Boden berührt, so faßte zugleich eine umheimliche Macht daselbst festen Fuß; ein Faden mehr war gezogen des großen Spinnengewebes, welches der welterobernde Orden langsam, allmälig und geräuschlos über den Erdball zu flechten sich bemüht.

So viel steht fest, daß der 24. Oktober 1844 ein verhängnißvoller Tag war, in Folge dessen mancher Mutter Sohn in's Grab hat beißen müssen, — der erste Tag einer langen Zeit wüster Verwirrung und drohenden Untergangs schweizerischer Freiheit und Unabhängigkeit; aber zugleich der Schicksalstag, ohne welchen auch jener kaum angebrochen wäre, da unsere Mutter Helvetia neuverjüngt aus Asche und Schlacken erstanden ist.

Viele Luzerner tranken an diesem Tage ihr Bier und aßen ihren Käskuchen mit Ingrimm. Aber Einer unter ihnen rieb sich siegesfreudig die Hände und unwillkürlich fiel ihm Schiller's Don Karlos ein und er recitirte halblaut die so oft gedankenlos gesprochenen Worte:

„Hand in Hand mit Dir, —
„So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken“ —,

wobei er sich etwas sehr Bestimmtes dachte. Dem

Bundesgenossen, dem er schon längst gern die Hand gereicht hätte, war nun das Thor geöffnet; den Repräsentanten des „Jahrhunderts" aber, welchem er den Handschuh hinwarf, jenen vom Freund zum Todfeind gewordenen Arzt und Staatsmann, hörte er bereits auf dem Sande liegend unter seinen Knieen ächzen. —

Lassen wir den händereibenden Jesuitenfreund in Luzern und wenden wir uns zum stolzen Schultheißen von Bern.

Wir treffen ihn an seinem Arbeitstisch. Er hat die Feder bei Seite gelegt, die Arme gekreuzt und sieht mit krauser, gerunzelter Stirne starr vor sich hin. Endlich greift er nach der Glocke, die vor ihm auf dem Tische steht, und schellt.

Der im Vorzimmer harrende Weibel erhält den kurzen Befehl, den Polizeidirektor zu berufen.

Nach wenigen Minuten schon ist der Gewünschte zur Stelle.

„Wie ist die Stimmung im Kanton Luzern?" — „Sehr gährend, äußerst aufgeregt," erwiderte der Chef der Polizei, „nah' daran in einen Putsch auszubrechen." — „Glauben Sie, daß die Liberalen einige Chancen des Gelingens für sich haben, wenn sie dieses Mittel versuchen?" — Der Polizeidirektor zuckte bedenklich mit den Achseln:

„Siegwart hat an den Ländlern einen guten Rücken und ein guter Theil des Volkes hängt am Rathsherrn Leu von Ebersoll als an einem Gottgesandten und Propheten. Dagegen haben die Liberalen Verbindungen mit ihren Freunden in den Nachbarkantonen angeknüpft. Mit Hülfe von Außen kann ihnen vielleicht ein Handstreich gelingen.“ — „Wird auch in unsrem Kanton geworben?“ frug der Schultheiß. — „Bis jetzt nur heimlich, aber emsig genug. Versteht sich, daß unser Barrikaden-Professor und seine junge Schule dahinter stecken.“ — Auf des Schultheißen Stirne wurde ein mißfälliges Kräuseln sichtbar. — „Soll ich diesen unruhigen Köpfen das Handwerk legen?“ frug dienstbereitwillig der Chef der Polizei.

Der Schultheiß besann sich eine Weile. „Nein, laßt sie machen,“ erwiderte er endlich, während ein stolzes machtbewußtes Lächeln um seine Lippen schwebte. „Wir wollen zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Ein kleiner Putsch in Luzern und ich lasse meine Bataillone marschiren. Unter unserm freundnachbarlichen Schutz und Aufsehen kann sich dann der Kanton Luzern rekonstituiren, Siegwart ist gesprengt und Bern diktirt auch an der Reuß. Zugleich bietet sich uns ein erwünschter Anlaß, die Unbesonnenen, welche durch ihre

Freischäärlerei den eigenen Kanton kompromittirten, zur Ordnung zu weisen und unschädlich zu machen. Ich vertraue auf Ihren Takt, Herr Polizeiminister, auf Ihre Schlauheit!" — Das Gesicht des Geschmeichelten verzog sich lächelnd; er zwinkte einverstanden mit den schlauen grauen Augen.

Der Schultheiß wurde wieder kalt und ernst.

„Nennen Sie meinen Plan nicht jesuitisch," fuhr er dann scharf betonend fort; «la raison d'état avant tout!» Worauf er seinen Vertrauten mit einer gebieterischen Handbewegung entließ. —

Und nun ein geneigter Leser seinen unsichtbaren Staatsbesuch bei den gestrengen und stolzen Diktatoren der Kantone Luzern und Bern, den offiziellen Chorführern des Rückschritts und des Fortschritts in der Schweiz, abgestattet hat, wolle er sich mit uns an einen freundlichern Ort, in anmuthigere Gesellschaft begeben, nämlich nach dem Schlosse Matstetten, in das Zimmer Fräulein Mathilden's. Wir treffen dort die von ihrem Besuche aus der Stadt zurückgekehrte Tochter des Junker Oberherrn und sonst noch Jemanden an, nämlich des Schloßbauern Bäbeli, welches etwas größer und voller geworden seit den letzten fünf Jahren, da wir am Schießen zu Solothurn seine

Bekanntschaft machten, aber dabei nicht minder hübsch und frisch geblieben ist.

Fräulein Mathilden's Zimmer war mit Gobelinstapeten ausgeschlagen, welche Jagdscenen vorstellten. Unter hohen dunkeln Bäumen kam eine muntere Jagdgesellschaft geritten, darunter Frauen auf weißen Zeltern, welche von langgestreckten Windhunden umschwärmt wurden. Im grünen Halbdunkel eines schattigen Waldweges sah man eine Sänfte von schellenbehangenen Maulthieren getragen, auf deren Köpfen stolze Federbüsche nickten. Wer in der halbverschlossenen Sänfte saß, konnte man nicht deutlich erkennen. Eine phantastische Märchenwelt lebte in diesem dunkeln Tapetenwalde, in welchem Mathilden's Gardinenbett gleich einem weißen Zelte stand. Die andern Möbel waren, wie Alles im Schloß, altväterisch: die Stühle alle mit hohen Rücklehnen, ein Schrank von Nußbaumholz, auf dessen Thüren das ausgeschnitzte Wappen der Herren von Matstetten prangte, ein Tisch mit gewundenen Säulenfüßen, dessen Blatt mit verschiedenfarbigen Holzarten und Perlmutter eingelegt war.

Die Staffage, welche einem Mädchenzimmer erst den wahren poetischen Reiz verleiht, fehlte nicht. Eine Seidenmantille und ein Hut, mit

Kornblumen und gelben Aehren geschmückt, lagen auf einem der altväterischen Stühle; unter der weißen Zeltwand des Bettes streckten ein Paar zierliche Frauenschuhe schalkhaft ihre Glanzlederspitzen hervor.

Das hohe und breite Fenster schaute gegen den Garten, wo noch einige Dahlien und Astern blühten und die herbstlichgefärbten üppig wuchernden Jungfernreben die Rückwände der Glashäuser mit hochrothen Tapeten bekleideten.

Fräulein Mathilde hatte des Schloßbauern Bäbeli eben französischen Unterricht gegeben; der Telemach lag noch aufgeschlagen auf dem Tische. Aber die Mädchen verweilten nicht mehr auf der Insel der Calypso und hatten den Sohn des Ulysses seinem Schicksal überlassen, um sich mit einem Abenteurer zu beschäftigen, der sie näher berührte, — mit Fritz Waldmann, der das stille heimatliche Dach verlassen hatte, um sich draußen in den wilden Wogen des Lebens Geld, Macht und Ehre zu erringen.

„Der Vater war bei ihm," erzählte Bäbeli, „da er am letzten Markttag ein Fuder Korn in die Stadt führte." — „Geht nun sein Geschäft?" frug das Fräulein. — „Das will ich meinen," erwiderte Bäbeli stolz. „Der Vater hat gesagt,

seine Schreibstube sei den ganzen Tag nie leer geworden von Leuten, welche Rath und Bescheid wollten; die Einen habe er unterrichtet, wie sie zu ihrem Rechte gelangen könnten, den Andern habe er den Kopf gewaschen, welche wegen einer ungerechten Sache einen Prozeß anfangen wollten. Ein Landvogt aus der guten alten Zeit hätte es nicht viel besser machen können, meinte der Vater." — „So ist der Schloßhans also jetzt mit dem Gedanken ausgesöhnt, daß sein Sohn kein Bauer blieb, sondern Advokat wurde?" — „Es komme Alles darauf an, wie man's treibe, sagte der Vater; ein anderes sei ein Rechtsagent oder Prokurator, wie er deren manche kenne, welche nur darauf ausgingen, dem gemeinen Mann das Blut unter den Nägeln hevorzudrücken, und ein anderes ein rechtschaffener Fürsprecher, wie Fritz einer zu sein scheine." — Mathilde ergriff Bäbeli's Hand und schaute eine Weile mit stiller Befriedigung vor sich hin. Dann hob sie ihre langen Wimpern, schaute dem Bäbeli in die braunen hellen Augen und frug: „Was ist's mit dem deutschen Mädchen, welchem er den Hof macht, wie man sagt? Ich hörte in der Stadt, sie würden ein Paar werden." — Bäbeli erröthete und rief dann entrüstet: „Fritz und die Person, welche

Mannskleider trägt, in allen Bierhäusern herumfährt und Cigarren raucht! — Es ist eine Verläumdung, — das thut er gewiß nicht!" — „Du ereiferst Dich ja, als ob Du nicht seine Schwester, sondern sein Schatz wärest", lachte das Fräulein. „Cigarren zu rauchen und Mannskleider zu tragen, ist wahrscheinlich in Fritzen's Augen noch lange kein Verbrechen, sondern vielleicht gar ein Reiz, der ihn anzieht." —

Bäbeli ließ sich vor dem Fräulein auf beide Kniee nieder und schaute sie aus seinen großen, klaren, braunen Augen betroffen und fragend an.

„Fritz", fuhr Mathilde fort, „der den Kampf mit dem Leben wagt, um demselben sein Glück abzuringen und abzutrotzen, schaut die Welt mit ganz andern Augen an, als wir Andern hier in unserer stillen Einsamkeit. Ein keckes Mädchen, das sich nicht scheut, mit hineinzuspringen mitten in den wilden Strudel des Kampfes und nicht zurückbebt vor den Stößen und Püffen der bösen und rohen Welt, muß dem Manne, der aus eigenem freiem Willen den Kampf zu seinem Leben gemacht hat, besser gefallen als ein stilles Veilchen, das sich vor jedem Lüftchen verbirgt, oder ein zartgewobener Schmetterling, von dessen Flü-

geln die erste unsanft berührende Hand den Farbenstaub streift."

Bäbeli senkte ihr Gesicht in Mathilden's Schooß und fing an, bitterlich zu weinen. Es wußte nicht warum, aber es konnte nicht anders. — —

In der steingepflasterten Vorhalle, wo die künstlich getriebene Messingampel von der Decke herunterhing, stand unterdessen der Schloßbauer und harrte des Junker Oberherrn, dem er sich hatte melden lassen.

Als des Pachtherrn hohe hagere Gestalt mit der Fülle silberweißer Haare erschien, zog Schloßhans seine Zipfelkappe vom breiten Schädel, trat langsam drei Schritte vor und bot die schwielige Rechte zum Gruß, in welche der Herr des Schlosses herzhaft einschlug.

„Und was bringt Ihr heute Gutes, Hans?"

Aber Hans hielt viel zu streng auf jener Etiquette, die ihm vom Vater und Großvater überliefert worden war und die der Bauer von ächtem Schrot und Korn mit dem rothhäutigen Delawaren und Mohikaner gemein hat, als daß er mit der Thüre in's Haus gefallen wäre. „Es ist ein steifes Wetter", erwiderte er nach einer angemessenen Pause ausweichend auf die Frage des Pachtherrn. „Es ist gar kommlich, die Wässer-

graben aufzumachen, bevor der Boden einfriert; so gut hat man's nicht alle Jahre." — Der Junker Oberherr wußte sehr wohl, daß sein Pächter nicht auf's Schloß gekommen war, um ihm diese Thatsache mitzutheilen. Was die Landwirthschaft betraf, darüber hier Rath zu holen, war ihm noch niemals eingefallen, — das war seine Sache und darauf verstand er sich besser als sämmtliche Ober- und andere Herren im Kanton, den Fellenberg nicht ausgenommen. Es war also etwas Anderes, was ihn herbrachte, — wahrscheinlich etwas Wichtiges, über seinen Horizont Gehendes, worüber er Auskunft und Weisung holen wollte. Der Lehensherr kannte aber seinen Vasallen von Innen und von Außen viel zu gut, als daß er ihn zu einer Erklärung gedrängt hätte. Der Schloßbauer wäre sonst wahrscheinlich unverrichteter Dinge nach der Schloßscheuer zurückgekehrt, hätte seine Wasserstiefel angezogen und den breiten Wetterhut aufgesetzt und würde gegangen sein, die Graben in den Wässermatten auszustechen. Denn die oberste Regel eines bäurischen Diplomaten, die er weder gegen Freund noch Feind, weder beim Kuhhandel noch beim Gevatterbitten außer Acht läßt, heißt: lasse dich nicht überrumpeln.

Der alte Herr stellte sich demnach Hans gegenüber in eine möglichst lang auszuhaltende Position, kreuzte die Hände hinter dem Rücken und erwiderte: „Ihr habt Recht, Hans, so gut bekommt man's nicht alle Jahre! Wir haben es ja schon oft erlebt, wir Beide, daß es schon vor Martinstag über's ganze Land weg eine weiße Decke schneite." — Es ging nun eine ordentliche Weile, bis das Kapitel der frühen und späten Winter von Anno 1798 bis Anno 1844 durchgesprochen worden war. Nach einer längern Pause drehte endlich der Schloßbauer etliche Male seine Zipfelmütze in den Händen herum und sprach: „Was ich eigentlich den Junker Oberherrn habe fragen wollen, — wie ist's mit diesen Jesuitern, wovon jetzt so viel Geschrei ist Land auf, Land ab? Ist's wahr, was man sagt, daß sie uns den Glauben nehmen und katholisch machen wollen? Verstehe mich nicht auf unsere Zeitläufe, weiß nur, daß gar erstaunlich viel gelogen wird. Ist's aber wahr, daß uns die Jesuiter die Bibel nehmen und dafür die Mess' einsetzen wollen, so putz' ich auch noch einmal meine alte Muskete und helf' sie ausjagen, denn katholisch möcht' ich nicht mehr werden in meinen alten Tagen. Hab' auch

noch die Hellebarde daheim und halte sie in Ehren, die der Aehnevater gegen die Katholischen in der Villmerger Schlacht handhabte."

Der Schuß war heraus.

Den Schloßherrn überkam bei dieser Eröffnung ein gemischtes Gefühl. Es war das erste Mal, daß Hans mit seinem Pachtherrn über Politik sprach; bisher hatte es sich von selber verstanden, daß er es ohne lange Diskussion in allen Dingen mit den „alten Herren" gehalten hatte. Was Volkssouverainetät sei, dafür war in seinem alten Schädel kein Verständniß; nie hatte er an einer politischen Abstimmung oder Wahlverhandlung Theil genommen. In seinen Augen war der gnädige Junker Landvogt, welcher Anno 1830 dem plebejischen Regierungsstatthalter das Feld hatte räumen müssen, noch immer der rechtmäßige Regent des Landstrichs, in dem Schloß und Dorf Matstetten gelegen waren, und mußte ohne Zweifel einmal wiederkehren. Und jetzt rührte sich plötzlich und unversehens in dem alten Bauer noch gar das Gelüste, ein Freischäärler zu werden! Also war das anarchische Gift sogar bis in die Schloßscheuer von Matstetten gedrungen! Was den Schloßherrn jedoch freute, war das alte Zu-

trauen, welches selbst in diesen schlimmen Zeiten weder gewankt noch gewichen. War ja des Schloßhansen erster Gang nach dem Schloß gewesen, um sich guten Rath zu holen. Und diesen guten Rath unverblümt zu ertheilen, forderte vom Schloßherrn Ehre und Gewissen.

Er legte seine weiße magere Hand auf die Schulter des Schloßbauern und sprach:

„Die Hellebarde Eueres Aehnevaters kenn' ich wohl, Hans, und sie verdient's, daß Ihr sie in Ehren haltet. Es war ein ächter und gerechter Krieg, in welchen er sie trug, wohl erwogen durch die von Gott eingesetzte Obrigkeit, bevor er beschlossen wurde. Aber sagt mir, Hans, wer ist's der nun die Kriegsfackel anzünden möchte? Wer ist's, der Euch sagt, man wolle Euch den Glauben nehmen?"

Der Bauer schwieg.

„Die Lärmer sind's, die ewigen Unruhstifter, die unversöhnlichen Feinde der guten Ordnung. Und um was ist es ihnen dabei zu thun? Doch gewiß nicht um die Religion, sonst sähe man sie öfter in der Kirche und seltener im Wirthshaus! Ich will es euch sagen, Hans, was sie wollen:

eine neue Helvetik *) wollen sie einführen, eine Helvetik, wie ihr sie selber im Stecklikrieg habt verjagen helfen."

„Das wäre!" rief der Schloßbauer betroffen.

„Nichts Anderes," bekräftigte der Patrizier. „Lassen wir doch die Luzerner regieren nach ihrem Geschmack, und wenn es ihnen gefällt die Jesuiten zu haben, so sei's. Wir würden es auch nicht leiden, wenn sich die Entlebucher darein mengen wollten, was unsre Prädikanten predigen. Das ist's aber eben, was die Revoluzer und Freischäärler wollen, nämlich Alles in einen Hafen werfen und dann das Schweizerland regieren nach ihrem Sinn. Aber dazu hilft ein guter Altberner nicht und dafür wird auch der Schloßhans seine Muskete nicht vom Nagel herunter nehmen, nicht wahr?"

Der alte Herr hatte dem Bauer in's Herz hinein geredet. Schloßhans war nicht mehr in Sorge für seinen Glauben, er wußte nun, was er von den Zeitläufen zu halten habe; mehrerer Worte bedurfte es nicht. Noch einmal schüttelten

*) Zum Verständniß nichtschweizerischer Leser diene, daß „Helvetik" die volksthümliche Bezeichnung der im Jahr 1798 von den Franzosen oktroyirten „einen und untheilbaren helvetischen Republik" ist.

sich die weiße magere und die breite braune, schwielige Hand, welche beide ächten Altbernern angehörten.

„Nein, beim Donner," grollte es auf dem Heimgang in des Schloßhannsen Innern, „eine neue Helvetik einzuführen, dazu hilft der Schloßbauer nicht!"

Zweites Kapitel.

Am Vorabend.

Viele Luzerner tranken zwar unter Siegwart's Regiment ihr Bier mit Ingrimm. Als es aber am 8. Dezember 1844 galt, durch einen kecken Streich dem verhaßten Regiment ein Ende zu machen, griffen die wenigsten Unzufriedenen zu den Waffen. In der Hauptstadt gelang es dem Lieutenant Jenni, mit seinem Peloton Milizen den Aufstand zu unterdrücken, noch bevor ein einziger Pflasterstein zum Barrikadenbau aufgerissen worden war. Als die Verschwornen vom Lande sich der Stadt näherten, war hier die Revolution schon beseitigt. Und als die Zuzüger aus dem Aargau, dem Solothurnerbiet und der Landschaft Basel über die luzernischen Grenzen rückten, so war es auch schon zu spät geworden. Sie kehrten deßhalb, ohne den erhofften Lorbeer errungen zu haben, nach einer kleinen promenade militaire und einem Bivouak auf der Knutwyler Höhe, Hafendeckel genannt, wieder in ihre Heimat zurück.

Dieses war der sogenannte „erste Freischaarenzug.“

Durch denselben wurde der letzte Rest der mäßigen jesuitenfeindlichen Elemente in der Luzerner Regierung zum Schweigen gebracht und Siegwart's und seiner Freunde Macht befestigt, welche nicht ermangelten, den erwünschten Anlaß zu benutzen, die gefährlichsten ihrer Gegner mittelst Hochverrathsprozessen und Gütersequestrationen möglichst unschädlich zu machen.

Um den verhängten oder drohenden Strafen zu entgehen, wurden Hunderte flüchtig und erfüllten mit Jammer und Rachegeschrei die angrenzenden Bezirke der liberalen Nachbarkantone. — Schon jetzt war die Schweiz faktisch in zwei feindliche Lager gespalten. Die in Zürich versammelte Tagsatzung rang, ohnmächtig wie sie war, umsonst nach einer zwölften Stimme, um durch einen, wenn auch nur halbwegs energischen Beschluß dem unhaltbaren Zustand der Dinge eine andere Wendung geben zu können.

Fritz Waldmann war den ganzen langen Tag in seiner Schreibstube gesessen, hatte Audienzen ertheilt und Akten studirt. Es war ihm allmählig ganz heiß im Kopf geworden. Im Gemüth fühlte er ein gewisses Mißbehagen, welches damals gleich

einem epidemischen Miasma die Luft erfüllte. Es litt ihn nicht mehr drinnen zwischen den vier Wänden, mitten unter den grauen, staubigen Prozeßsäcken, er mußte hinaus an die Luft.

Da legte, als er in tiefe Gedanken versunken die Arkaden hinaufschritt, Jemand unversehens die Hand auf seinen Arm.

„Eben wollte ich zu Ihnen, um Sie abzuholen.“

Der Mann, welcher Fritz Waldmann mit diesen Worten anredete, hatte zugleich etwas Imponirendes und Einnehmendes in seinem Wesen; seine Stirn war hoch und voll, sein Blick leuchtend, sein Gang stolz und voll Selbstvertrauen. „Ihr dürft bei der Berathung unseres Planes nicht fehlen,“ setzte er bei. — „Wer gab Euch ein Recht auf mich zu zählen?“ frug Fritz. — „Euer Muth, Eure Ehre,“ erwiederte der Andere. „Oder wollt Ihr zu Haus hinter Euern Akten und Prozessen sitzen bleiben, wenn es gilt, das Vaterland, das hülflos tiefer und tiefer im faulen, bodenlosen Sumpfe versinkt, durch ein kühnes Wagniß zu retten?“

Waldmann folgte schweigend. Es ging durch die düster erleuchteten Arkaden bis zu einem obscuren Gasthause, wo in einem wohlverschlossenen

Zimmer etliche jüngere Männer saßen, auf welchem Landkarten, Briefe, Schriften in bunter Unordnung ausgebreitet lagen.

Fritz blieb hier bis gegen Morgen. Was er da auskalkuliren half, war der Plan eines zweiten, großartigern Freischaarenzuges; der Mann, der ihn hieher geführt hatte, der designirte Oberkommandant, derzeit praktizirender Advokat im Städtchen Nidau und eidgenössischer Stabshauptmann.

Wie frei und leicht war es unserm Helden zu Muthe, als er des andern Tages die nöthigsten Büreaugeschäfte in Ordnung gebracht hatte und dann über die Schwelle der düstern Schreibstube tretend, den Schlüssel drehte und aus dem Schlosse zog! Jetzt galt's einmal offenen Kampf, Mann gegen Mann, Aug' in Auge. Und gelang die That, so war's der Ausgangspunkt einer neuen Geschichtsepoche und brachte denen, die sie unternahmen, Ruhm und Ehre und Macht. Mißlang sie — dann freilich! Aber wer mochte an ein Mißlingen denken? War ja Alles auf's Beste und Klügste kombinirt.

In den bernischen, solothurnischen und aargauischen Städten und Ortschaften, welche die luzernische Grenze umsäumen, sah es dazumal aus wie in Wallensteins Lager. In den Häusern

und vor den Häusern kampirten Bewaffnete. Da zog singend und jubelnd ein Trupp junger übermüthiger Leute mit grünen Tannreisern auf den Mützen einher, einige mit Jagdflinten bewaffnet, andere mit Schleppsäbeln und den Gürtel mit Pistolen bespickt. Dort saßen beim Schoppen etliche ältere ehrsame Philister, Kaufleute, Fabrikanten und Handwerksmeister aus den aufgeklärten aargauischen Landstädtchen, die während der langen Winterabende Jesuiten und Luzerner Landstürmer schockweise vertilgt hatten, hinter dem Wirthstisch, nun aber fatalerweise beim Wort genommen worden waren und schandenhalb mitmarschiren mußten. Diese warfen von Zeit zu Zeit bedenkliche Blicke auf ihre Stutzer, die in den Winkeln gelehnt standen, — auf die friedliche Waffe, welche bisher nur im Schießstand geknallt hatte und der es in der Werkstatt des Gevatters Büchsenschmid wohl Niemand gesungen, daß ihr friedlicher Besteller sie einst zum blutigen Waffentanz hinaustragen werde. — Einzelne Mannen in gelblich-grauen Halbleinkitteln, schwarzen Wollhüten und Steinschloßmusketen sah man da und dort auf einer Bank ihr Watsäcklein auspacken, worin Käs und Brod und ein Stück Gediegenes (Rauchfleisch) zur eigenen Verpflegung mitgenommen worden

war, wie es schon bei den Altvätern bräuchlich, wann sie in den Krieg zogen; diese Mannen waren größtentheils im Oberaargau und Emmenthal daheim und gingen in guten Treuen für ihren evangelischen Glauben zu kämpfen. — Andern sah man es von weitem an, daß sie zum fünften Stande gehörten, — abgegriffene unheimliche „Gestalten," Angeworbene, welche um zehn bis zwanzig Batzen Sold für Freiheit und Aufklärung in's Feld zogen, — Condottieri der rarsten Sorte, mit zerrissenen Schuhen und rothen Nasen; und trugen ebenfalls Säcke, aber nicht mit Proviant gefüllt, sondern leer, zum Beuteeinstecken, wenn's an's Plündern gienge. Diese saßen meist bei Schnapps und Kartenspiel. — Auch viele Fabrikler aus den aargauischen Spinnereien waren dabei, blasse, schwächliche Gesellen, die man beredet hatte, es handle sich nur um einen Spaziergang bis Luzern; man brauche sich nur zu zeigen und das ganze Luzernerbiet werde aufstehen und den willkommenen Befreiern Triumphbogen errichten und Ehrenwein einschenken; und Siegwart und Comp. würden, wenn sie vor Schreck nicht den Verstand verlören, über Hals und Kopf per Dampf nach Uri entfliehen; und bei der ganzen Affaire werde kein anderer Schuß Pulver geschossen werden, als

Sieges- und Freudenschüsse. — Die Luzerner Flüchtlinge konnte man an den ernsten und nachdenklichen Gesichtern erkennen; nach dem angenommenen Feldzugsplan sollten sie im Vordertreffen marschiren. —

Durch einen dieser bunten Sammelplätze ritt an der Seite des Oberkommandanten der Freischaaren unser Freund Fritz Waldmann. Er konnte sich beim Anblick dieser bunten Schaaren eines halb spöttischen, halb wehmüthigen Lächelns nicht erwehren und sagte zum Freischaarengeneral, der ihn zum Adjudanten erkoren hatte, den wallensteinischen Wachtmeister parodirend: „Nun, denen sieht man's an, daß sie aus Süden und aus Norden zusammengeschneit und geblasen worden." — Lächelnd ging Jener in den Scherz ein und erwiederte: „Wer nur hätte den Verstand, den schnellen Witz und die feste Hand, diese gestückelten Heeresmassen zusammenzufügen und zu passen?" — „Wer anders sonst, als der — — — — —!" fiel Fritz ein; aber der Freischaarengeneral schien des Spaßes genug zu haben, gab seinem Pferde die Sporen und galoppirte durch das Städtchen bis vor den Gasthof, wo das Hauptquartier aufgeschlagen worden war.

Dort saßen die Häupter der luzernischen Emi-

granten und warfen mitten im Gewühl und Lärm den Entwurf einer provisorischen Verfassung auf das Papier, welche nach dem siegreichen Einzug in Luzern proklamirt werden sollte. Einige Notabilitäten zankten sich bei ein paar Flaschen Wein heftig darüber, ob dem Siegwart und Consorten der Prozeß gemacht werden solle oder ob dieselben einfach aus der Republik zu verbannen seien.

An einem andern Tische führte unser Bekannter, der grauköpfige Barrikaden-Professor, das große Wort, der bis Austrag Handels seine Kollegien an der Hochschule geschlossen hatte, und dessen glänzende Augen bezeugten, daß er hier in seinem Elemente schwimme. Er pries mit eindringlicher Suada einem Kreise andächtiger Zuhörer die Vorzüglichkeit eines Volksheeres, bei welchem statt der Fuchtel die begeisternde Idee herrsche, statt der sklavischen Subordination und dem blinden Gehorsam das Handeln nach besserer Einsicht und Ueberzeugung.

Unversehens erscholl von der Gasse herauf ein gewaltiges Gerassel, begleitet von lautem Halloh und schließlich begrüßt von unendlichem Jubelruf. Alles drängte sich zu den Fenstern. Es war ein Theil der Artillerie des Freischaarenheeres, vier aargauische Feldgeschütze sammt Munitionswagen,

welche aus der Festung Aarburg mit Gewalt entführt worden waren, — bei welchem Festungssturm jedoch kein Blut geflossen war, da diese leider nicht mehr jungfräuliche Veste dem Beispiel des Mädchens im Volkslied folgte, welches singt: Chum, Hanso, vor mi Gadethür, — ich thue es strauigs Riegeli für! — Die Geschütze, im Triumph geführt von den jungen Leuten, die sich durch den Strohriegel nicht hatten abschrecken lassen, wurden von den Fenstern des Hauptquartiers aus mit lautem Bravo und Händeklatschen begrüßt, bei welcher Demonstration sich einige aargauische Regierungsräthe merklich hervorthaten, die jedoch den amtlichen Charakter insofern abgelegt hatten, als sie keineswegs schwarze Fräcke und Grasbogenhüte trugen, sondern grüne, mit Schnüren besetzte sogenannte Schützenröcke und leichte grüne Käppi's mit keck aufwärts gestelltem Schirm, jene Kopfbedeckung, welche später den spezifischen Namen „Freischaarenkappe" erhielt. —

Fritz Waldmann, als Adjudant des Oberkommandanten, hatte alle Hände voll zu thun. Die einrückenden Freischaaren mußten in Kompagnien eingetheilt, denselben ihre Offiziere vorgestellt und den Offizieren die nöthigen Instruktionen über den Einfall in Feindesland, der schon in

der kommenden Nacht stattfinden sollte, mitgetheilt werden.

Eben hatte er eine Kompagnie Scharfschützen aus Basellandschaft unter die Waffen treten lassen und ihr des Oberkommandanten Tagesbefehl mitgetheilt, in welchem nebst Anderm auch Großmuth gegen den überwundenen Feind empfohlen war, als ein junges Bürschchen aus den Reihen trat, dem ein eleganter dunkelgrüner Waffenrock die Taille umspannte und eine Freischaarenmütze keck auf dem gescheitelten Haar saß. „Grüß Gott, Kriegskamerad," redete das Bürschchen unsern Waldmann an und schlug ihm mit kecker Vertraulichkeit auf die Schulter. Fritz wußte kaum, ob er seinen Augen trauen sollte. Der junge Freischäärler mit dem Hirschfänger an der Seite und dem leichten Feldstutzer auf der Schulter, — es war Fräulein Franziska, die „Person", welche — wie wir vor Kurzem gesehen — des Schloßbauern Bäbeli in nicht geringe Gemüthsbewegung versetzt hatte.

„Es wird doch Ihr Ernst nicht sein, Fräulein, unsern Zug mitzumachen?" flüsterte er ihr zu. Das Mädchen sah ihn halb schelmisch, halb trotzig an, indem es erwiederte: „Für's Erste verbitte ich mir das „Fräulein"; ich bin Fourier in der

ersten freiwilligen Schützenkompagnie von Basel-land. Für's Zweite möchte ich von dir hören, Kamerad, warum ich nicht so gut wie Du das Recht haben soll, für die Sache der Freiheit die Waffen zu führen?" — Der schmucke Schütze, der nicht von fern ahnte, welchen disciplinarischen Bock er geschossen, als er aus eigener Machtvollkommenheit aus Reihe und Glied getreten war, hing sich, ohne sich ferner um seine Kompagnie zu bekümmern, vertraulich an Fritzens Arm und fuhr dann im Gehen fort: „Also möchtest auch Du mich in die Spinnstube sperren zum Strümpfe stoppen und Wäsche glätten? Wird jedoch nicht aufgeführt!" — „Aber bedenken Sie doch Ihr Geschlecht, Franziska! Schauen Sie doch einmal diese Bursche an, mit denen Sie Zeltkamerad werden wollen!" — „Vor denen fürcht' ich mich nicht," lachte das Mädchen. „Sie werden mir gestehen müssen, daß die Herren in Glacéhandschuhen gewöhnlich viel ungezogener sind, als diese Braven in Blouse. Das ist gerade mein höchster Hochgenuß, mit diesen Männern des Volks mit den schwieligen Händen auf Du und Du zu sein, mein Brod mit ihnen zu theilen und aus ihren Feldflaschen zu trinken. Das heiße ich mir ächt republikanisch und demokratisch!" — „Aber

wenn Sie dem luzernischen Landsturm in die Hände fallen?" — „Papperlapap! Bange machen gilt nicht, Kamerad! Wir gehen ja nicht uns fangen zu lassen, sondern zum Sieg. Glaubst Du wohl, ich hätte meinen Karabiner und meinen Hirschfänger nur so zur Zierde umgehängt? Du wirst sehen, daß ich sie zu gebrauchen weiß, so gut als Einer. Und nun laß einmal, so lange wir im Felde stehen, das verschrobene „Sie." Im republikanischen Volksheer ist selbstverständlich Alles Du auf Du." —

Fritz mußte sich gestehen, daß die kecke Laune des emanzipirten Mädchens ihn selber mit frischer Zuversicht erfülle, und fühlte eine sehr angenehme elektrische Wärme in dem Arm, auf welchem der Arm des Fouriers der freiwilligen Landschäftler Schützenkompagnie ruhte. Er nahm sich stillschweigend vor, während der möglichen Wechselfälle der kommenden Tage fortwährend ein wachsames und schützendes Auge auf den ungewöhnlichen Freischäärler zu richten. —

Da kam auf einem wohlgenährten Braunen ein weingrüner Reiter daher galoppirt und parirte beim Anblicke Waldmann's sein Roß. „Da bin ich auch, Fritz, rief er. „Wenn mich dann etwa ein Landstürmer mit seiner Heugabel spießen sollte,

so grüße mir das Bäbeli. Die Hexe! Wenn sie mich schon nicht mag, ich muß sie doch lieb haben. Hörst du, ich lass' sie grüßen, wenn ich etwa nicht mehr heimkehren sollte." Und sprengte dann, daß Kies und Funken stoben, bis zum nächsten Wirthshaus.

Im weingrünen Reiter erkannte Waldmann seinen alten Schulkameraden, den Dragonerruedi.

An diesem Abend wurde der Feldzugsplan des Oberkommandanten von einem engern Kriegsrathe, welchem auch Franziska's Oheim, der Barrikadenprofessor, beiwohnte, noch einmal gründlich durchberathen, in allen Punkten vortrefflich befunden und definitiv gutgeheißen. Es konnte gar nicht fehlen, so wohl ausgedacht und kombinirt war die Sache. Morgen marschirte man bis vor die Stadt, übermorgen kapitulirte dieselbe und schon überübermorgen saß ein Anderer an des verhaßten Schwarzwälders Platz und bemühte sich, mit Hilfe seiner Freunde den luzernischen Staatswagen wieder in das Geleise liberalen Fortschrittes zu heben.

Um acht Uhr ließ der Oberkommandant den Zapfenstreich schlagen. Es legte sich aber Niemand zur Ruhe, mit Ausnahme jener wenigen halbleinenen Freischäärler, welche aus protestantischem Glaubenseifer ausgerückt waren und ihren

Proviant von Hause in roth und blau gestreiften Watsäcklein mitgenommen hatten. Alle Andern blieben hinter dem Tische sitzen, sangen: „Heil dir Helvetia, hast noch der Söhne ja, wie sie St. Jakob sah, freudvoll zum Streit" — und ließen sich den Ehrenwein, sogenannten Rathhäusler, welchen ein löblicher-Gemeinderath den bewaffneten Gästen zum Besten gab, trefflich schmecken.

So ging's bis nach Mitternacht. Jetzt formirten sich die Kolonnen.

Als der Fourier der freiwilligen Schützenkompagnie in's Glied stand und der Adjudant des Oberkommandanten sich in den Sattel schwang, rief ihnen der Barrikadenprofessor vom Fenster herunter nach: „D'rauf los, Kinderchen, d'rauf los! Ich bin beim Positionsgeschütz, — ich schreib' indessen Zeitungsartikel." —

Drittes Kapitel.

Bei Malters.

Ohne ernsthaften Widerstand zu finden, waren die Freischaaren vor Luzern angelangt und zum Theil — beim sogenannten Lädemli — in die langgestreckte Vorstadt eingerückt. Ein halbes Dutzend Geschütze und eine Raketenbatterie standen bei den ersten Häusern der Vorstadt aufgefahren und abgeprotzt und harrten nur auf das Kommandowort, um die vom Schleier der Nacht, die eben angebrochen war, nur schlecht verhüllte und beschützte Stadt mit ihrem Eisen- und Feuerregen zu überschütten.

Bei den Geschützen stand mit gekreuzten Armen der Oberkommandant und starrte in die Nacht hinaus. Adjudant Waldmann trat an ihn heran. „Die Anhöhen, die unsre Stellung beherrschen, der Gütsch, der Sonnenberg sind noch unbesetzt. Rasch hundert Schützen hinauf, dann liegt die Stadt in unsren Händen und der Geniestreich ist, Dank Ihrem wohlausgedachten Plan und dem

Ungeschick des Feindes, gelungen." Der Oberkommandant schwieg eine Weile und sagte dann mit fast tonloser Stimme: „Geben Sie Befehl, daß unsre Schützen die Höhen besetzen." — „Ich habe, da keine Zeit zu verlieren, mir bereits erlaubt, die Ordre in Ihrem Namen zu ertheilen. Aber Freund," frug Fritz nach einer Weile, während welcher der Freischaarenführer auf's Neue stumm in die Nacht hinaus starrte und den unbestimmten Lauten zu lauschen schien, welche aus der Stadt herübertönten, „wo fehlt es? Warum keine Freude über den errungenen Sieg?" — „Ist er schon unser?" war die Gegenfrage. Nach einer Pause setzte er bei: „Freilich gäbe es ein Mittel, ihn rasch an mich zu reißen, ein einziges Wort, das Kommando, welches diesen ehernen Predigern die Zunge lösen würde. Ein paar Brandraketen, ein Dutzend Granaten da hinüber in die wehrlose Stadt geschleudert, ein paar Feuersäulen, die sich aus jenen dunklen Gassen erheben würden; dann schnell den Schreck, die Unordnung benützt, das Rathhaus besetzt, die Regierung gefangen, bevor sie Zeit findet, über den See zu entfliehen, und Alles ist zu Ende!" — „Und warum zaudert unser Führer vor der raschen That?" — Der Oberkommandant faßte Waldmann's Arm und

drückte ihn krampfhaft: „Die Hand auf's Herz, Freund, sind wir die Befreier unterdrückter Brüder, für welche wir uns ausgeben, oder gibt nicht vielmehr der Schein unsren Feinden Recht, die uns eine Schaar abenteuernder Freibeuter nennen? Haben sich nicht die Einwohner der Dörfer, durch welche wir marschirten, vor uns geflüchtet oder, im besten Fall, uns kalt und theilnahmlos ziehen lassen? Wo sind die Schaaren geblieben, welche nach der Versicherung der Emigranten uns von allen Seiten zuströmen sollten? Wo sind die Bürger, welche, wie man uns vorgespiegelt, bei unsrem Erscheinen die Thore öffnen, uns jubelnd willkommen heißen würden? Das Volk ist nicht auf unsrer Seite, man hat uns getäuscht," schloß er mit klangloser Stimme.

Da trat aus einem der nahen Häuser der Vorstadt ein Mann, der über seinem Bürgerrock einen Schleppsäbel geschnallt hatte. Es war eines der Häupter der luzernischen Emigration. „Warum ist das Feuer auf die Stadt noch nicht eröffnet worden? Denkt an Euere Schuldigkeit Herr Oberkommandant." — „Die Zunge verdorre mir im Munde, wenn sie je das Kommandowort zum Zerstörungswerk ausspricht!" erwiderte der Freischaarenführer heftig. „Ich erwarte, daß die frei-

sinnige Bürgerschaft der Stadt ihre Pflicht thue und ihre Freunde, die vor dem Thore warten, willkommen heiße." Hierauf befahl er, die Geschütze wieder aufzuprotzen und einige hundert Schritte weiter zurückzuführen.

Unterdessen herrschte in der Stadt die bangste Erwartung. Die liberale Bürgerschaft wußte nicht recht, ob sie sich mehr vor ihren Bedrückern innerhalb, oder vor ihren Befreiern außerhalb der Thore fürchten solle. Auf dem Rathhaus waltete Unentschiedenheit. Schon während dem Laufe des Nachmittags, nachdem die Freischaaren den Uebergang über die Emme bei Littau forcirt hatten, war Oberst Elgger in die Stadt gesprengt gekommen und hatte auf der Kriensbachbrücke das berühmte Wort gesprochen: «tout est perdu». Einiger der Regenten hatte sich der Schlotter bemächtigt. Man sprach bereits von Unterhandeln, von Kapitulation, von Flucht. Da kam etwas durch das dämmernde Dunkel über den See hergerauscht. Es waren etliche hundert Schützen von Uri, welche der Dampfer von Flüelen herbrachte. Diese Hülfe in der Noth erfüllte Siegwart und seine Freunde mit neuer Zuversicht. Erst jetzt, nachdem der Feind schon seit zwei Stunden vor den Thoren lag, begann man an ernstliche Gegenwehr zu denken.

Nebst den Urnern kam dem bedrängten Luzern noch eine andere Hülfe, den Angreifern erwuchs noch ein anderer Feind, der unwiderstehlichste aller Reaktionäre: die Natur.

Während der letzten vierundzwanzig Stunden hatten die Freischäärler zwar ziemlich viel getrunken, jedoch um so weniger gegessen und gar nicht geschlafen. Hunger und Müdigkeit machten endlich ihre Rechte geltend. Auf die geistige Aufregung folgte bei Vielen Abspannung und Niedergeschlagenheit. Auch ohnedieß ist die Nacht keines Menschen Freund.

Franziska, welche mit ihrer freiwilligen Landschäftler-Kompagnie den ganzen Tag munter vorwärts marschirt war, befand sich auf dem äußersten Vorposten. Auch sie schuldete der Natur ihren Zoll. Sie war auf einer Bank vor der provisorischen Wachtstube todmüde eingeschlafen.

Unversehens knallt in der Nähe ein Schuß.

Die ganze Wache stürzt unter das Gewehr und brennt auf's Gerathewohl eine Salve in die dunkle Nacht hinaus. Das Mädchen schläft auf der Bank ruhig fort.

Um so größer der Allarm unter den Freischaaren, die ordnungslos in und vor den Häusern der Vorstadt ihre schreiendsten Bedürfnisse, Hunger

und Schlaf, zu befriedigen trachten. „Wir sind überfallen!“ ruft man hier. „Wir sind verrathen!“ schreit man dort. Nun Fluchen, Schreien, Schießen, Trommeln. Jeder fühlt sich als selbstdenkender Krieger. Jeder befiehlt, keiner gehorcht. — Plötzlicher panischer Schreck. Allgemeine, unaufhaltsame Flucht.

Der Oberkommandant und sein Adjudant sind beide zu Pferd gestiegen.

„Um's Himmels Willen, Waldmann, helfen Sie mir die Leute zur Besinnung bringen, helfen Sie mir Ordnung schaffen.“ Umsonst. Ungehört verhallt der Ruf der Führer in dem allgemeinen Wirrwarr. „Vielleicht gelingt es mir draußen im Freien die Schaaren zu sammeln. Versuchen Sie's, ob sie unsern Rückzug decken können.“

Fritz ritt, diesen Auftrag auszuführen, langsam gegen den Strom. Nur mit Mühe gelang es ihm, einige Wenige zum Stehen zu bringen, um aus ihnen eine ordentliche Nachhut zu bilden. Aus der Stadt ließ sich noch nichts Verdächtiges hören. Fritz ritt, um zu rekognosziren, bis zum äußersten Vorposten. Hier fand er Franziska noch immer schlafend auf der Bank.

„Erwachen Sie, Fräulein, — retten Sie sich!“ Kaum vermochte er das todmüde Mädchen aus

dem tiefen Schlummer zu wecken, welcher alle seine Sinne gefangen hielt. „Lassen Sie mich ruhen, — ich kann nicht mehr," lallte es. Fritz behalf sich, indem er den freiwilligen Schützenfourier gleich einem Mantelsack zu sich auf's Pferd hob. Unterdessen hatte sich die von ihm formirte Nachhut auch schon wieder aufgelöst und war den Andern in sinnloser Flucht nachgerannt. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Bürde so fest als möglich in den Arm zu nehmen und seinem Pferde die Sporen in die Weichen zu drücken.

Auf dem Plateau von Littau war es dem Oberkommandanten wirklich gelungen, einen Theil seiner Schaaren zum Stehen zu bringen und diese paar hundert Mann nebst seiner Artillerie zu einem geordneten Rückzug zu organisiren. Die Mehrzahl hatte die Waffen von sich geworfen und ihr Heil in der Einzelflucht gesucht.

Während der Oberkommandant seine in Hellbühl aufgestellte Reserve aufsuchte, aber nicht fand, da dieselbe auch schon den Heimweg angetreten hatte, schloß sich Fritz Waldmann der Kolonne an, welche sich nun der Emme entlang gegen Malters zurückzog. Je weiter es ging, je mehr artete der Rückzug wieder in eine Flucht aus.

Die Vorwache überholend, ging zuerst ein Geschütz mit sammt Bedienung durch, rasselte mit lautem Hurrah durch das von Regierungstruppen besetzte Dorf Malters und verrieth denselben den Rückzug der vermeintlichen Sieger.

Fräulein Franziska hatte sich in so weit ermuntert, daß Fritz es wagen durfte, sie hinter sich auf's Roß zu setzen. Um sich festzuhalten, mußte das Mädchen den Reiter mit beiden Armen umschlingen. Er fühlte durch den Waffenrock die warmen Pulse des schönen kecken Kindes schlagen, welches sich mit gebrochenem Stolz an ihn schmiegte.

Trotz alledem war es ein unheimlicher Ritt durch die finstere Nacht. Tief unten zur Rechten brauste das wilde Wasser der Emme. Zur Linken erhoben sich gäh und schwarz die waldbewachsenen Abhänge des Berges. Auf der engen Straße drängte ein unordentliches Gewimmel unaufhaltsam vorwärts, Fußgänger, Reiter, Geschütze, mit jedem Schritt sich unentwirrbarer durcheinander knäuelnd. Kein Kommandoruf wurde beachtet; aber auch kein Lied, kein Scherz erhob sich aus den sinnlos dahineilenden Schaaren. Nur Flüche hörte man und von Zeit zu Zeit einen wüsten Zank, wenn den Fußgängern ein Geschütz oder den Geschützen ein Trupp Fußgänger im Wege

waren. Gleich dem wilden Heer des Dürst zogen unheimlich rasselnd die Freischaaren durch das enge Thal der Emme.

Zwischen stattlichen Obstbäumen stehen die holzbraunen Häuser von Malters mit ihren spitzen Giebeln, ihren vielen Fenstern und silbergrauen Schindeldächern, ein ganz freundlicher Anblick, wenn die Nachmittagssonne über dem waldigen Berge steht und die Bäume, die Giebel, die Dächer mit den gelben und rothen Tinten ihrer unerschöpflichen Farbenschachtel bemalt und sich selbstgefällig spiegelt in den langen Fensterreihen. Aber in jener Nacht hatten sich unheimliche Schatten über das Dorf gelagert; in diesen Schatten lauerten schadenfrohe grinsende Dämonen, lüstern nach dem reichen Seelenfang, der ihrer harrte. Auch auf den Gassen und in den Häusern war es finster und brütete über ihnen eine unheimliche Stille. Nur daß von Zeit zu Zeit hinter einem Hause das Geklirr eines eisernen Ladstockes sich hörbar machte oder aus einem der dunklen Fenster ein halbunterdrückter Fluch auf die dunkle Straße hinunter geschleudert wurde.

So war's im Dorf, als der Strom der Flüchtlinge, denen schon ein panischer Schreck im Nacken saß, an den dunklen Häusern vorbei sich seinen

Weg suchte. Ungestüm und unordentlich gleich der angeschwollenen Emme floß dieser Strom, Reiter und Fußgänger, Wagen und Kanonen durcheinander wälzend und willenlos mit sich forttreibend.

Plötzlich stockte der Fluß, stauten sich die Gewässer. Ein beladener Heuwagen stand quer über der Straße. Einige bespannte Geschütze, welche den Kopf der flüchtigen Kolonne bildeten, konnten, durch diese zufällige Barrikade aufgehalten, nicht mehr vorwärts, während der Schweif, mit der Ursache des Stillstandes unbekannt, ungeduldig und unaufhaltsam nachdrängte.

Jetzt erst erreichte die Verwirrung ihren Gipfelpunkt. Keiner konnte vorwärts, keiner rückwärts. Auf beiden Seiten versperrten Häuser und Zäune den Ausweg.

Da trat aus dem Wirthshaus zum Klösterli, vor welchem die Fluthen der fliehenden Freischaaren sich zumeist gestaut hatten, ein Mann mit einer Laterne. Er blieb auf der Außentreppe stehen und streckte leuchtend seine Hand weit hinaus. Die Laterne beschien unversehens mit vollem Lichte den heillosen Wirrwarr. Jetzt knallte es plötzlich aus all den dunklen Fenstern, hinter den Gartenzäunen und Häusern hervor auf die dichte unent-

wirrbare, durch das plötzlich erschienene Licht geblendete Masse. Es war das Feuer zweier Kompagnien luzernischer Regierungs-Truppen und einer Schaar Landstürmer, die hier im Hinterhalt lagen.

Fritz und seine Gefährtin ritten hinter der Hauptkolonne. Der Adjutant des Oberkommandanten war fortwährend aber umsonst bemüht gewesen, einige Ordnung unter die Fliehenden zu bringen. Als in Malters die ersten Schüsse fielen, drückte er seinem abgejagten Pferde die Sporen in die Weichen, um nachzusehen, was los sei. Ein Blick zeigte ihm die Falle, in welche die Flüchtigen gerathen waren. „Zurück!", kommandirte er, so laut es seine Lungen vermochten; aber nur wenige gehorchten. Die Meisten schrieen, fluchten, schossen, ohne ihre im Dunkeln stehenden Feinde zu sehen, in's Blaue: die von den Kugeln der Luzerner Getroffenen heulten und stöhnten.

Wunderbarer Weise hatten die Gefahr und der Kampf der Freischäärlerin, die sich kaum mehr auf dem Pferde hatte halten können, wie durch Zauber ihre volle Kraft wiedergegeben. „Wollen wir uns hier gleich einer Heerde von Hämmeln abschlachten lassen?" rief sie und sprang vom

Gaule. Fritz deßgleichen. Ihnen beiden und einigen andern Freischäärlern, welche nicht, gleich den meisten andern, den Kopf verloren hatten, gelang es, eines der Geschütze aus dem Gedränge zu bringen und abzuprotzen. Die Kanone wurde geladen. Franziska hielt den Luntenstock. „Feuer!" — und ein Kartätschenhagel bestrich die Häuser, aus denen auf die Freischaaren geschossen wurde. Half aber nichts. Fort und fort feuerten die Luzerner auf den wirren, unlösbaren Knäuel, welchem der verhängnißvolle Heuwagen den Durchpaß verstopfte. Als wäre er gefeit, stand der Knecht des Klösterliwirths mit seiner Laterne auf der Stiege und leuchtete — von den pfeifenden Kugeln verschont — der Schlächterei. Dazu scholl vom spitzen Kirchenthurm herunter schauerliches Sturmgeläute.

Einmal sah Fritz mitten im Gewirre des Dragonerruedi's stattliche Gestalt auftauchen. Er saß hoch zu Roß und feuerte seine Reiterpistolen gegen den Feind. Aber nicht lange, so geschah wieder ein Blitz, ein Knall aus dem tückischen Dunkel heraus. Fritz sah, wie sein alter Schulkamerad die Pistole fallen ließ, nach der Stirne griff, wankte und endlich kopfüber vom Gaul stürzte. „Vor dem hat Bäbeli nun Ruhe," —

war der erste Gedanke, der sich Fritz unwillkürlich aufdrängte. Es war jedoch keineswegs ein angemessener Augenblick, lange Betrachtungen anzustellen.

Fort und fort heulten die Sturmglocken durch die Nacht, denen der von allen Seiten herbeigerufene Landsturm von weitem schon schauerliche Antwort gab. Hauptmann Seiler von Interlaken, der Führer der Freischaaren aus dem Oberland rief: „Wir wollen kapituliren!“ — Seine Worte blieben ungehört. Eine Kugel streckte ihn im nächsten Augenblick nieder. „Sprengt den Heuwagen in die Luft, daß die Passage frei wird“, schrie ein Anderer. Der Rath war gut, aber Niemand in Verfassung, ihn auszuführen.

Aller Widerstand hörte auf. Wer nicht erschossen worden oder sich in der Dunkelheit auf Seitenwegen flüchten konnte, wurde von den Regierungstruppen oder Landstürmern gefangen genommen. — —

Fritz ließ trostlos die Arme sinken. „Hier ist weder zu rathen noch zu helfen mehr“, — rief er verzweifelnd aus. Eine Kugel vor den Kopf, wie sie der Dragonerruedi erhalten, wäre ihm das liebste gewesen. Da zog ihn Franziska am

Arm. „Ich will mich nicht fangen lassen; — komm, wir wollen fliehen!" — Mechanisch folgte er der Freundin, zuerst rückwärts zum Dorf hinaus, dann querfeldein, dann in den bergenden Schatten des dichten dunkeln Waldes.

Viertes Kapitel.

Der Hüter auf der Bramegg.

„Und jetzt?", frug die Freischäärlerin ihren Begleiter, als beide, ohne Weg und Steg zu kennen, im finstern Walde standen.

„Kannst du noch gehen?" erkundigte sich Fritz.

„Nein!" war der nicht ganz tröstliche Bescheid.

„So ruhen wir hier aus, bis du wieder bei Kräften bist."

Es war dies nicht nur das Räthlichste, sondern auch das Alleinmögliche, da Franziska sich im buchstäblichsten Sinne des Wortes nicht mehr auf den Füßen halten konnte, sondern, gänzlich erschöpft von den ungewohnten Strapatzen, abgespannt nach der unnatürlichen Aufregung, auf das Moos des Waldes zusammensank. Aber auch Fritz fühlte sich der Ruhe bedürftig. Lieber hätte er sich dem ersten besten Landstürmer ergeben, als noch hundert Schritte weiter zu gehen. Er setzte sich, lehnte den Rücken an einen Baumstamm, unterbreitete seinen Arm der Gefährtin

als Kopfkissen und deckte sie und sich selbst, so gut es gehen mochte, mit seinem Reitermantel zu.

Im nächsten Augenblick schon war das Mädchen einem bleiernen Schlafe verfallen, trotz dem Sturmgeläute, das noch immer vom Dorfe herklang, dem wilden Geschrei der Landstürmer, welche Flüchtige verfolgten, und einzelner Schüsse, die in keineswegs beruhigender Nähe fielen.

Der Humor der Situation zwang Waldmann der verzweifelten Lage zum Trotz zu einem unwillkürlichen Lächeln, wobei er sich jedoch des Stoßseufzers nicht erwehren konnte: „Wenn nur die Landstürmer nicht wären!“ — — Die Nähe des Mädchens übte auf den jungen Mann selbst hier seinen natürlichen Zauber aus. Er fühlte eine mehr als freundschaftliche Theilnahme für seine Unglücksgenossin, welche recht eigentlich ein böser Stern, ein tückisches Schicksal ihm in die Arme geführt. Der ungewöhnliche Muth, womit sich das hübsche Kind als furchtlose Schwimmerin mitten in den schäumendsten Strudel des Lebens geworfen, übte noch einen besondern Reiz auf ihn aus. Unwillkürlich umschlang sein Arm die Schlafende enger, als es eigentlich nöthig gewesen wäre.

Da tauchte im Hintergrund seines Gemüths

eine andere Gestalt auf, zugleich ernst und mild, stolz und freundlich. Es war das Bild seiner Jugendgespielin, Mathilden's, des Schloßfräuleins von Matstetten. Waren die Knaben zur Zeit übermüthig und muthwillig geworden, — es hatte eines einzigen Blickes aus dem klaren ruhigen Auge des Mädchens bedurft, sie zu zahmen Lämmern zu machen. Mathilden in Männerkleidung sich zu denken, — eben so gut hätte er sich selbst einen Strickstrumpf in der Hand in eine Weiberkleidung hineinphantasiren können. Auf der Waage in Fritzen's Gemüth schnellte für einen Augenblick die Freischäärlerin als leichte Waare hoch empor. Da hieng sich der Stolz an Franzisca's Schale und zog sie wieder herunter. „Was soll mir das Schloßfräulein, das nie thut, was sich nicht schickt und ziemt? Was soll die Aristokratin mir, dem Bauernsohn, dem Sohn des Volkes?" — Aber plötzlich schaute schelmisch und freundlich ein drittes Gesicht hinter dem ruhig-stolzen Kopfe Mathilden's hervor. Wie heller Sonnenschein blickte es in Fritzen's Seele. „Ja, dir geb' ich den Preis", rief eine Stimme in seinem Herzen, — „dir Bäbeli, du Kind des Volkes gleich mir, du sittsames Röschen, du fröhliche Lerche! — Nur schade, daß du meine Schwester bist!" — —

So träumte Fritz, die Luzerner Landstürmer vergessend. Die schweren Augenlieder fielen endlich auch ihm zu, und der Arm, mit welchem er die Freischäärlerin umfangen hielt, sank schlaff auf's feuchte Waldmoos hinab. — —

Es war für Fritz ein eigen Erwachen, als der Morgenwind frostig durch die Wipfel zog. Er konnte nicht umhin, seine Gefährtin, die, das blasse Gesicht an seine Schulter gelehnt, noch immer in tiefem Schlummer lag, mit einem Kuß auf die Stirne zu wecken.

Der Mensch ist nie so wahr als beim Erwachen aus tiefem Schlafe. Beim plötzlichen Anblick der finstern Tannen, des Mannes, der sie im Arme hielt, hatte Franziska ihren Heldencharakter rein vergessen, — die Emanzipirte schrie hell auf vor mädchenhafter Angst. „Nur ruhig, Zeltkamerad", beschwichtigte Fritz lachend, „sonst befinden wir uns schon vor dem Frühstück in den Händen des Landsturms und wir werden nüchtern in das bessere Jenseits spedirt." — Bevor er ausgeredet hatte, war das Mädchen schon wieder in seiner Rolle: „Das möcht' ich mir verbitten! Ich habe Hunger wie ein Wolf. Schaffe mir um's Himmels Willen etwas unter die Zähne!" — „Ich will redlich mit dir theilen", erwiderte Fritz,

seine Feldflasche anbietend, in welcher sich noch ein kleiner Rest Kirschengeist befand, wovon der freiwillige Schützenfourier einige Tropfen in den Mund nahm, um den trockenen Gaumen anzufeuchten. „Jetzt kann ich wieder marschiren", versicherte die Freischäärlerin und sprang aus dem Moos auf.

Aber wohin?

Schon hörte man wieder bald näher bald ferner Schüsse knallen und von da und dorther verdächtiges Geschrei. Es schien ein förmliches Treibjagen auf die versprengten und flüchtigen Freischaaren im Gang zu sein. Nach reiflichem Ueberlegen fanden es die beiden Unglücksgefährten am Gerathensten, es zu versuchen, ob es ihnen vielleicht gelinge, über die Bramegg nach dem Napf zu gelangen. In dieser Richtung lag ihnen die Berner Grenze am nächsten. Die Gegend, durch welche sie passiren mußten, war bergig, waldig und einsam. War das Glück gewogen und reichten die Kräfte des erschöpften Mädchens aus, so war noch einige Hoffnung des Entwischens vorhanden, was um so wünschbarer, als die Landstürmer ausdrückliche Vollmacht hatten, jeden ergriffenen Freischäärler ohne weitläufigen Prozeß auf beliebige Weise vom Leben zum Tode zu bringen.

Zum Glück wölbte sich ein wolkenloser Himmel über Wälder und Berge und, als die Sonne allmälig höher stieg, hauchte — dem ersten April zum Trotz — eine laue Mailuft die vom kühlen Nachtlager her fast erstarrten Flüchtlinge an. —

Wir treffen nach etlichen Stunden beschwerlichen Marsches die beiden Freischäärler auf den Höhen der Bramegg. Sich nach dem Stand der Sonne richtend, gebahnten Pfaden ausweichend, im Dickicht des Waldes sich verbergend, der hier die meisten Höhen und Bergabhänge bekleidet, waren sie glücklich bis auf die Höhe dieses Bergpasses gelangt.

Zu ihren Füßen lag nun das grüne Entlebuch. Sie konnten über Schüpfheim hinaus bis nach Escholzmatt hinaufsehen; hinter ihnen lag ein großer Theil des Luzernerbietes gleich einer Landkarte ausgebreitet und über dasselbe streckte der graue Pilatus seine schroffen Zinken und Hörner, zwischen welchen da und dort die silberne Pickelhaube eines der Schneeriesen aus dem Urnerland sichtbar ward.

Aber mit der schönen Aussicht war den Flüchtigen nicht geholfen.

Die paar Tropfen Kirschgeist in Fritz Waldmann's Feldflasche hatten bis jetzt Franziska's

Lebensgeister noch aufrecht erhalten. Leider besaß die Flasche nicht die Wunderkraft des Oelkrügleins der Wittwe, — sie war leer geworden, es konnte kein einziger Tropfen mehr aus derselben herausgepreßt werden. Und welcher weite Weg war noch zu machen, welche Gefahren zu bestehen! Zuerst sollten sie nun in's Thal hinunter steigen, welches zweifelsohne von Landstürmerbanden wimmelte; dann mußten sie unbemerkt über die Emme zu setzen suchen; von dort führte ein langer beschwerlicher Weg in nicht weniger als vier Stunden auf den Gipfel des Napf, wo Fritz einst als Student ein fröhliches Turnfest hatte feiern helfen; von da waren es noch volle drei Stunden bis nach Trub, dem ersten bernischen Dorfe.

„Franziska's Muth war gebrochen; sie konnte sich des Weinens nicht mehr erwehren. „Geh'", — sagte sie — „suche dich zu retten. Allein wird es dir leichter gelingen. Laß mich hier liegen, ich kann nicht weiter."

Die Richtigkeit dieses letztern Bekenntnisses stand fest. Auch Fritz war nahe daran, vor Erschöpfung umzusinken. Gestern Mittag, bei einem flüchtigen Halt in Ettiswyl, hatte er den letzten Bissen über den Mund gebracht. Seine Feld-

flasche hatte er heute nur pro forma an die Lip-
pen gesetzt und sorgfältig jeden Tropfen für die
Gefährtin aufgespart. Er breitete unter einer
alten Schirmtanne, welche nach allen Seiten ihre
mächtigen „Söhne" als Vorposten aufgestellt hatte,
ihr seinen Mantel als Lager zurecht und setzte
sich dann schweigend auf einen Stein. Beide waren
auf dem Punkte, in jene stumpfe Gleichgültigkeit
zu versinken, in welcher man Alles über sich er-
gehen läßt, ohne Widerstand zu leisten. Da sprang
Fritz, seine letzten Kräfte zusammenraffend, plötz-
lich auf und rief: „Nein! Auf so miserable Weise,
wie Hasen zu Tode gehetzt, wollen wir nicht zu
Grunde gehen. Ein feiger Tropf, wer sich selbst
aufgibt, bevor er das Letzte versuchte!" —

Keine dreihundert Schritte entfernt stand das
Wirthshaus, wohl bekannt allen denen, die je
diesen Bergpaß überschritten. Dort einzutreten
und Labung zu fordern hieß freilich so viel, als
sich den Landstürmern ausliefern, denn Fritz
wußte wohl, daß bei den fanatischen Entlebuchern
am allerwenigsten auf Sympathie und Mitleid
für flüchtige Freischäärler gezählt werden durfte.
Aber lieber eine Kugel durch den Kopf, die dem
Elend rasch ein Ende macht, als langsam zu ver-
schmachten, dachte er. Uebrigens war noch der

Glücksfall möglich, daß die Männer sämmtlich aufgeboten worden und die Kunde der freischäärlerischen Niederlage noch nicht hieher gedrungen wäre, da dann vielleicht etwelche imponirende Keckheit mindestens so lange die Gefahr abhielt, bis durch Speise, Trank und Ruhe ihre Kräfte wieder einigermaßen hergestellt worden.

„Muth, Kamerad, und keck aufgetreten! Unverschämtheit hilft uns vielleicht dießmal durch.“ — Mit diesen Worten richtete er die Zusammengesunkene auf, faßte sie am Arm und ging, sie unterstützend, nun dreist geradewegs auf die Thüre des Wirthshauses zu.

Aber hier schon zeigte es sich, daß sich Fritz in seinen Hoffnungen getäuscht hatte. Vor dem Haus saß ein Mann an der Schnitzbank. Ein junger, trotzig aussehender Bursche trat, als sich Fremde näherten, unter die Stallthüre. Mißtrauisch schauten beide auf die Waffen der Herankommenden. Franziska hatte nämlich noch immer ihren Hirschfänger umgeschnallt und unter Fritzens Reitermantel hervor schaute die Scheide eines Offizierssäbels.

Es war jedoch an kein Zurückgehen mehr zu denken. Einmal so weit, mußte konsequente Dreistigkeit aus der Patsche helfen. Die beiden Gäste

traten in die Wirthsstube ein, wo eine Frau und zwei Mädchen mit weiblichen Arbeiten beschäftigt waren.

„Eine Flasche Wein, Brod und etwas Warmes!“

Der kurze befehlende Ton und der Thaler, der zugleich auf den Tisch gelegt wurde, verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Mutter legte ihr Strickzeug bei Seite und bald standen Wein und Brod auf dem Tisch. — So vortrefflicher Wein, so delikates Brod war den beiden noch nie aufgestellt worden. Der gewaltige halbe Laib dunkelbraunen Roggenbrodes schwand wie ein Schneehaufen an der Märzsonne. Aber je mehr das Roggenbrod auf dem Tische dahin schwand, um so kräftiger regten sich wieder die Lebensgeister in allen Adern der Ausgehungerten.

Unterdessen ermangelten die beiden Mädchen, die beim Fenster sitzen geblieben waren, nicht, die Gäste im Verstohlenen genau zu mustern. Sowohl Fritz als Franziska trugen das seit dem ersten Freischaarenzug von der Luzerner Polizei streng verpönte und verfolgte grüne Käppi. Bedeutsam und erschrocken winkten sich die Mädchen mit den Augen.

Die Mutter ging in die Küche zurück und machte Feuer an, für die Fremden die verlangte

Suppe zu kochen. Da kam auf seine Krücken gestützt und sein lahmes Bein nach sich ziehend der Mann von der Schnitzelbank von außen herein. „Weißt du, was wir da drinnen für Vögel haben?" — frug er. „Freischäärler sind's," — flüsterte er dann der Frau in die Ohren, welche bei dieser Nachricht aus Schreck beinahe die Pfanne hätte fallen lassen, in welcher ein Stück gelber Butter prickelte, das Mehl zu rösten, aus welcher eine regelrechte Mehlsuppe werden sollte.

„Denen will ich mein lahmes Bein eintränken und Haus und Heim, wovon ich vertrieben wurde," — fügte der Hinkende bei, während eine wilde Schadenfreude sein stumpfes Gesicht auf einen Augenblick durchzuckte. Jetzt kamen, eines nach dem andern, auch die Mädchen herausgehuscht. „Ja, Mutter, Freischäärler sind's," — bekräftigten sie. „So wäre es ja ein Gotteslohn, sie zu vertilgen," — sagte die Mutter, indem sie das in der Pfanne sich bräunende Mehl mit der hölzernen Kelle umrührte. „Aber was kannst du, lahmgeschossener Krüppel, und wir Weibervolk gegen die beiden Teufel ausrichten?" — „Sie haben Säbel," berichteten die Mädchen, — „und dem größern guckt eine Pistole aus der Tasche." „Da wird es gewiß wieder Unglück geben," — jammerte die

Frau und goß das nöthige Wasser über das geröstete Mehl. „Laßt mich nur machen,“ — beschwichtigte der Vater und rief den Burschen, welchen wir unter der Stallthüre erblickt haben, herein:

„Geh', Lunzi, — laufe, was du laufen kannst in's Dorf hinunter. Es sollen etliche vom Landsturm heraufkommen, es sei ein guter Fang zu machen. Sage, es hange Einem ein goldenes Kettchen aus der Uhrentasche. Das wird den Burschen schon Beine machen. — Kannst ihnen meinetwegen die Suppe hineintragen,“ — setzte der Lahme bei. Davonlaufen werden sie uns nicht; konnten ja, als sie kamen, aus lauter Müdigkeit auf keinem Beine mehr stehen.“ —

Die dampfende duftende Mehlsuppe, so dick, daß, wie man zu sagen pflegt, eine Katze auf derselben ihr Nachtlager hätte aufschlagen können, die war nun erst ein rechtes Labsal für die beiden Flüchtlinge, trotz des schlimmen Segens, welchen die Köchin eingerührt hatte. Und wie trefflich schmeckte dazu der mit Birnenmost fusionirte Waadtländer! Nachdem Fritz Waldmann zwei Teller Suppe gegessen hatte, bedünkte es ihn, er sei im Stande, nun wieder über alle Berge zu laufen. Mit seiner Gefährtin war's dagegen

schlimmer bestellt. Ihre Füße, mit leichtem Schuhwerk bekleidet, waren wund und voll Blasen, ihre Glieder von den ungewohnten Strapatzen gerädert. Es bedurfte noch mancher Stunde Ruhe, bis der Fourier der freiwilligen Schützenkompagnie von Baselland daran denken konnte, seine Flucht fortzusetzen. Nicht lange, so war derselbe, den Kopf auf den Arm gestützt, hinter dem Tische wieder eingeschlafen.

Fritz hatte zu seiner größten Satisfaktion in seinen Taschen noch einige Cigarren entdeckt und begann, da weder die Frau Wirthin noch ihre holdseligen Töchterlein sich mehr sehen ließen, sich mit den Bildern zu unterhalten, die an den Wänden der Gaststube hingen. Es waren lauter Heiligenbilder, — kein ganz tröstliches Zeichen! Den Napoleon oder etwa gar den Dr. Kasimir Pfyffer, wenn auch noch so schlecht lithographirt, hier zu treffen, wäre ihm viel angenehmer gewesen, als diese Muttergottes mit dem ziegelrothen Rock und diesen St. Joseph im dunkelblauen Burnus. Und dennoch suchten seine Blicke diesen heiligen Zimmermann mit der Axt, die er gleich einem Sappeur geschultert hielt, immer und immer wieder. Es knüpfte sich eine alte unbestimmte Erinnerung an dieses Bild, welches er schon einmal irgendwo

gesehen hatte, ohne daß er sich besinnen konnte, wo. Endlich stand er auf, dasselbe in der Nähe zu betrachten.

Da ging ihm ein plötzliches Licht auf.

Richtig! Da waren ja noch die Spuren der Bärenmütze, mit welcher er einst in übermüthiger Laune diesen nämlichen St. Joseph ausstaffirt hatte, der freilich damals — es waren volle vier Jahre seither verflossen — nicht auf der Höhe der Bramegg, sondern dort drunten an der blauen Reuß mitten innen zwischen Muri und Hermetschwyl von einer braunen Wand herunterschaute. Jetzt bedünkte es Fritz, es trügen auch die Wirthin und der Mann an der Schnitzelbank nicht unbekannte Züge. Lebhaft klopfte er, um der Wirthschaft zu rufen, an sein leeres Glas. Endlich ging die Thüre auf. Blaß und zitternd frug die Frau, was beliebe, während der Krückenmann mit finsterer Miene unter der halb offen gebliebenen Thüre sichtbar ward.

„Kennt ihr mich denn nicht mehr, Annelisi?"

„Heilige Maria und St. Joseph", rief die erschrockene Frau.

„Richtig! Euer ehrwürdige St. Joseph, der da von der Wand herunter schaut, war's, der mich auf die erste Spur führte. Ohne ihn hätte

ich euch vielleicht auch nicht wieder erkannt und den wackern Klosterdrescher von Hermetschwyl auch nicht, und haben doch Anno 1841 so manche Pfeife miteinander geraucht!" —

Annelisi stand da, wie Loth's Weib, und sperrte ihre Augen so weit auf als menschenmöglich. Endlich platzte sie heraus: „Er ist's, Mann, er ist's! Kommt, Liseli, Anneli —, kommt alle her! Unser Einquartirter von Anno 1841 ist wieder da." — Liseli und Anneli waren bald zur Stelle und kamen Fritz die Hand zu geben, wobei sie lachten und roth wurden. Nur der Villmerger Invalide blieb verlegen unter der Thüre stehen und drehte seine Zipfelkappe in den Händen. „Nun, wo fehlt's?", frug Fritz, indem er auf den Krückenmann zutrat und ihm die Hand bot. „Ihr macht ja ein Gesicht, als hättet Ihr das Oel verschüttet." — „Ihr seid wohl Freischäärler, Herr?", entgegnete der ehemalige Klosterdrescher kleinlaut. — „Ja freilich! Und habe ich Euch einst einen kleinen Dienst geleistet, als Ihr mit zerschossenem Bein von Villmergen heimgebracht wurdet, so könnt Ihr mir denselben jetzt vergelten. Laßt mich und meinen Kameraden ein paar Stunden unter Euerem Dache ruhen und verrathet uns nicht!" — Der Krückenmann schwieg, Annelisi schwieg

und auch die beiden Mädchen blieben stumm. „Oder wollt Ihr uns den Landstürmern ausliefern, damit sie uns vor den Kopf schießen? Das wäre nicht schön von Euch." — „Wenn doch der Bub den Hals bräche, bevor er im Dorf unten ist!", war der fromme Wunsch, welchen der Invalide endlich zu Tage förderte. Zur Erläuterung desselben mußte er dann seinem Gaste beichten, daß er den Lunzi in's Dorf hinunter geschickt habe, den Landstürmern Bericht zu machen. — „Aber warum so blutdürstig?", frug Fritz. — „Warum sollt' ich dieser Freischäärler schonen?", erwiderte der Andere finster. „Sind es nicht die Nämlichen, die mich zum Krüppel geschossen? „Haben sie mich dann nicht hintennach noch gestraft und gebüßt? haben sie nicht das Kloster aufgehoben, von welchem ich mein Brod verdiente, und zuletzt gar, weil ich meine Strafe nicht bezahlen konnte, von Haus und Heim vertrieben? Müßte ich nicht jetzt betteln gehen mit Frau und Kind, wenn mir nicht fromme gute Leute, weil ich meines Glaubens wegen habe leiden müssen, zu diesem Platze hieoben geholfen hätten, wo ich des Winters, wenn der Wirth in's Dorf hinunter zieht, der Hüter bin. Doch Ihr sollt nicht entgelten, was die Andern gethan; habt

Ihr mir ja mehr gerettet, als jene mir genommen. — Aber den dort," setzte er leiser sprechend bei und wies mit dem Daumen auf Franziska, die noch immer am Tische schlief, — „den können die Landstürmer haben, — nicht wahr?" —

„Schämt Euch, Alter," — erwiderte Fritz. „Hab' ich Euch nicht Gutes gethan, als ich als Feind über Euere Schwelle getreten war; und sollte nun meinen Kameraden, meinen jungen Bruder im Stiche lassen?" —

„Wenn's der Herr Bruder ist, dann ist's was anderes", — meinte der Lahme. „Will sehen, daß ich euch verstecken kann, wenn der Landsturm kommt, und ihn dann auf eine falsche Fährte führen. Wird aber schwer halten", — fügte er brummend bei.

Annelisi mußte die beiden Freischäärler in einen leeren Ziegenstall führen, wo sie bis Nacht sich verborgen halten sollten. Bald darauf erschien sie mit einem Kännchen Thee, den sie apart für den „armen jungen Herrn Bruder" nach Landesbrauch mit Zucker, Zimmt und Wein gekocht hatte.

Nun wurde die Thüre sorgfältig verrammelt, ein hoher Haufen Stroh davor aufgeschichtet und den Verborgenen empfohlen, sich möglichst still

zu verhalten. Denn schon hörte man von weitem ein nichts weniger als beruhigendes ziemlich blut- und beutedurstiges Geschrei, welches den anrückenden Landsturm ankündete.

Der lahme Hüter hatte den Auftrag übernommen, den wilden Haufen durch das Vorgeben, die Freischäärler hätten sich in der Richtung von Wohlhausen auf und davon gemacht, möglichst schnell wieder zu entfernen.

Fünftes Kapitel.

Der Schloßsturm.

In der stolzen Abtei, wohin wir mit dem geneigten Leser in einem der frühern Kapitel zu Gaste gingen, war die Angst vor den Freischaaren keine geringe gewesen. Stand ja das reiche Kloster an der äußersten Grenze und eingekeilt zwischen bernischen und aargauischen Ketzern, dem ersten Anlauf der Freibeuter und Plünderer preisgegeben. Zudem lag das Kloster außerhalb der luzernischen Vertheidigungslinie und war somit darauf angewiesen, entweder widerstandslos über sich ergehen zu lassen, was dem Feind beliebte oder sich auf eigene Faust selbst zu helfen. In dieser Noth wandte sich der Abt an seinen alten Freund, den Schloßherrn von Matstetten.

Der geneigte Leser weiß bereits, wie der alte Herr über die Freischaaren dachte. Er wird sich deßhalb keineswegs wundern, daß der Junker Oberherr, obwohl ein guter Protestant, den Antrag annahm, die nöthigen Maßregeln zum Schutze

des bedrohten Klosters anzuordnen, die Klosterknechte militärisch zu organisiren und mittelst dieser improvisirten Besatzung nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Im alten Herrn war die frühere Lust am Waffenhandwerk aufgeflammt und er nahm sich der Sache mit großem Eifer an. Bald stand er an der Spitze einer Armee von nahe an zwanzig Mann, bei welcher einige der jüngern Klosterherren, die mit Erlaubniß des Abtes ihre weißen Kutten ad hoc an den Nagel hingen, die Offiziers- und Unteroffiziersstellen bekleideten. Nun wurde fleißig exerzirt, manövirt, patrouillirt. Sogar ein Novize, der die Trommel rühren konnte, hatte sich gefunden. Das friedliche Kloster gestaltete sich unversehens zu einem lärmenden Kriegslager, worüber freilich die ältern Patres zuweilen die Hände über dem Kopf zusammen schlugen. Um so besser gefiel das neue Leben den jüngern, welche nirgends lieber sich aufhielten, als in der improvisirten Wachtstube, wo sie ungenirt ihre Cigarre in's Gesicht stecken und statt des Breviers das Kartenspiel handhaben durften. Der Festungskommandant, dessen hohe, noch ungebeugte Gestalt mit dem Dreimaster, dem Degen unter dem Oberrock und dem spanischen Rohr mit goldenem Knopfe in der

Rechten ganz stattlich aussah, hielt hauptsächlich auf einen gutgeregelten Wachtdienst. Alle Zugänge zum Kloster erhielten ihre Wachtposten und zahlreiche Patrouillen durchstöberten bei Tag und bei Nacht die Umgebungen. So gelang es dann auch, einige verdächtige Individuen aufzugreifen, welche sich wahrscheinlich die unruhigen Zeiten hatten zu Nutzen machen wollen, um in ihrem Privatinteresse Klostergut zu säkularisiren. Dieselben wurden kriegsrechtlich behandelt, nämlich mit ihnen in der Wachtstube ein summarisches Verhör vorgenommen, worauf man sie ohne fernere zeitraubende Förmlichkeiten auf die Pritsche legte und ihnen die berufenen Fünfundzwanzig mit dem Haselstock aufmaß. Dann rechtsumkehrt, vorwärts, marsch, — zum Loch hinaus! Keiner kehrte wieder. Zu keiner Zeit war im Klostergarten, in Hof und Scheunen weniger entwendet worden. Um so lauter fluchten die Abgeurtheilten — einmal außer dem Bereich der Klosterfestung — über die Pfaffen und den alten Aristokraten, an welchem sie sich zu rächen schwuren.

Da es dem Oberkommandanten der Freischaarenarmee nicht um die Plünderung eines Klosters, sondern um die Ueberrumpelung der Stadt Luzern zu thun gewesen war, so zog das Ungewitter

gnädig an den geängstigten Mönchen und der kampfesmuthigen Besatzung vorbei. Zur Linken und zur Rechten wälzte sich am frühen Morgen des 31. Merz der Strom der einfallenden Feinde; ringsum wütheten die Stürme; um das Gotteshaus herrschte die ruhigste Windstille. Selbst die geschlagenen und flüchtigen Freischaaren brachten am folgenden Tage keine Gefahr; sie waren zu sehr auf ihre eigene Rettung bedacht. — —

Auch Dorf Matstetten, welches vor Anno achtundneunzig dem Schlosse zins- und lehenspflichtig gewesen war, hatte — den ausgesprochenen Ansichten des Junker Oberherrn zum Trotz — den Freischaaren sein Kontingent geliefert. Der Weibel und einige andere Matadoren waren nämlich seit Anno dreißig liberal und machten Opposition gegen das Schloß. Unter den Gründen, welche den Dragonerruedi und einige andere junge Leute bewogen, unter die Freischärler zu gehen, war die Freude, den alten Aristokraten ärgern zu können, nicht der mindest gewichtige gewesen. Einige andere Proletarier, denen aus guten Gründen die Arbeit auf dem Schlosse entzogen worden war und die seither um so fleißiger auf den Oppositionsbänken des Pintenschenks saßen, hatten sich um klingende Münze anwerben lassen.

Die Nachrichten, welche von den ersten Flüchtigen gebracht wurden, brachten das Dorf in nicht geringe Aufregung. Sie rührten von solchen her, welche schon bei einbrechender Nacht vom Heimweh ergriffen worden waren und die Katastrophe bei Malters keineswegs mitgemacht hatten. Nichtsdestoweniger wußten sie zu erzählen, daß Tausende vom wüthenden Landsturm elendiglich umgebracht worden seien.

Ungewöhnliche Ereignisse bewirken ungewöhnlichen Durst.

Die Schenke war dicht gefüllt. Vor derselben standen Weiber und Kinder, welche die Neugierde herbeigeführt, in Gruppen herum und erzählten sich in vermehrter und verbesserter Auflage, was von drinnen, wo die glücklich Geretteten sich für die ausgestandenen Entbehrungen schadlos hielten, heraustranspirirte. — —

Jetzt kam wieder einer in's Dorf gelaufen. Es war der Keßlersteffen, einer von jenen, die für einen blanken Thaler Handgeld ausgezogen waren und einen Sack für den zu erbeutenden Plunder mitgenommen hatten. Aber seine besten Freunde hatten Mühe, ihn wieder zu erkennen. Hut und Rock hatte er dem Anschein nach auf der Flucht verloren, von seinen Waffen und seinem

Quersack gar nicht zu reden; von seinen Hosen hingen die Fetzen herunter und sein russiges Hemd war mit Blut beschmiert.

„Berichte, Steffen!“ — schrie man von allen Seiten. „Bist du allein davongekommen und sind die Andern alle hin?“ —

„Erst anfeuchten,“ — war die heisere Antwort. Der Pintenwirth brachte ihm eigenhändig ein Halbschoppenglas Obstbranntwein, welches sogleich auf summarischem Wege beseitigt wurde. Dann sprang Steffen auf den Tisch und rief mit markdurchdringender Stimme: „Alles hin! Alle futsch! Nicht der zehnte kommt heim! Gespießt, gekreuzigt, an den Beinen aufgehängt vom Landsturm zu Hunderten! Glücklich, wer einen Schuß bekommen hat!“ — Blitzschnell fand diese Hiobspost den Weg hinaus zu den lauschenden Weibern. Einige hatten Männer, Söhne, Brüder dabei; diese erhoben ein markdurchdringendes Geheul. Die andern jammerten der Spur nach.

„Aber wie kam's?“ — frugen die in der Wirthsstube.

„Verrath! Infamer Verrath!“ — brüllte der Keßlersteffen. „Wir hatten gewonnen, — wir standen vor der Stadt mit geladenen Kanonen und brennenden Lunten, bereit das Nest zusam-

menzupülvern. Aber kein Befehl! Kein Oberkommandant! Zwei Stunden lang war er nirgends zu finden. Während der Zeit ist er in der Stadt drinnen gewesen und hat sich von den Jesuiten bestechen lassen. Zwei Millionen haben sie ihm gesteckt und dafür hat er uns verkauft und verrathen. Statt das Jesuitennest mittelst uns'rer Granaten und Brandraketen an allen vier Ecken anzuzünden, ließ er die Stücke zurückführen und hat sich auf- und davongemacht. Darauf fielen während der finstern Nacht die Luzerner und Ländler über uns her. Was nicht im Schlaf niedergemacht wurde, ward von den Landstürmern auf der Flucht massakrirt." — Ein schweres Hagelwetter von Flüchen und Verwünschungen ergoß sich über den Freischaarengeneral, während Steffen erschöpft vom Tische stieg und sein zweites Glas Obstbranntwein in Empfang nahm.

Während der durch die Ankunft des Keßlers und seiner Erzählung verursachten Aufregung war unbemerkt ein Fremder herangeritten. Da Niemand sich Zeit nahm, auf ihn zu achten und zu hören, band er eigenhändig sein Pferd neben der Schenke an einen Baum, trat ein, setzte sich abseits in einen Winkel, forderte einen Schoppen Wein und stützte sein blasses Gesicht auf seine

Hand. Dann, als er die geführten Reden und Flüche vernahm, hüllte er sich tiefer in seinen Mantel ein. Nach wenigen Minuten hatte er ausgetrunken, bezahlte, entfernte sich ebenso unbemerkt, als er gekommen war, warf sich auf sein Pferd und ritt, so schnell das ermüdete Thier zu laufen vermochte, davon.

Ein Glück für den flüchtigen Oberkommandanten der geschlagenen Freischaaren, daß damals sein Portrait noch nicht vor jedem Bilderladen und in jeder Wirthsstube hing. Sonst hätte er seinen Schoppen in der Pintenschenke zu Matstetten kaum unbelästigt ausgetrunken. Und wer weiß, ob er, nachdem er nach tausend Gefahren und Strapatzen dem Luzerner Landsturm entronnen war, nicht hier vom Schicksal erreicht worden wäre, welches allen Führern mißlungener Volkserhebungen droht, dem Schicksal als „Verräther" unter den Streichen der eigenen Leute zu fallen!

Für dießmal war er der aufgestachelten Volksrache entwischt. Sie suchte sich ein anderes Opfer auf.

Es fiel einigen unter der aufgeregten Menge ein, daß der Schloßherr von Matstetten auch in's Luzernerbiet hinüber sei, aber nicht etwa als Freischäärler, sondern als Feind derselben. Die

bewaffneten Klosterknechte seien um kein Haar besser als Landstürmer, und der Junker also ein Landsturmkommandant, was, bei Lichte betrachtet, nichts anders denn als Landesverrath, als eine Desertion zum Feinde betrachtet werden könne. Unter den Kneipenhockern in der Schenke befanden sich zwei oder drei, die von den Streifwachen des improvisirten Klostervogtes waren aufgegriffen und dann jener angedeuteten summarischen Prozeßform unterworfen worden. Diese merkten, daß nun der rechte Augenblick der Vergeltung gekommen sei, und erhoben ihre Stimme: „Ja freilich sei der Junker ein Landstürmer und zwar noch einer von den schlimmsten. Man wisse aus bester Hand, daß er gefangene Freischäärler habe zu Tode peitschen lassen.“ — „Das sei nur zu wahr,“ — bestätigte ein zweiter, welcher erwischt worden war, als er der Speckkammer des Klosters seinen Besuch hatte abstatten wollen. „Er selber sei kaum mit dem Leben entkommen und könne, wenn man wolle, noch Spuren der grausamen Behandlung vorweisen.“ — Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich. „Da zeigt es sich nun wieder, daß die Aristokraten alle heimliche Jesuiten sind,“ — bemerkte der Weibel. — „Dem wollen wir's eintränken,“ — brüllte der, welcher sich anerboten

hatte, Spuren vorzuweisen. „Mir nach, wer kein Landstürmer ist, zum Schloß!" —

Eine neue Hiobspost langte an, daß der Dragonerruedi in Malters massakrirt worden sei.

Der Dragonerruedi war unter den Stammgästen der Pintenschenke von Matstetten wohl die angesehenste und beliebteste Persönlichkeit. Wem hatte der Dragonerruedi nicht bei Gelegenheit eine Flasche bezahlt? Wie Vielen hatte er einmal in der Noth einen Thaler geborgt und ihn wieder einzufordern vergessen! — „Rache! Rache!" — schrie die erbitterte Menge und wälzte sich zur Schenke hinaus und den Schloßweg hinan. —

Schloß Matstetten war nicht ganz ungeeignet, eine Belagerung auszuhalten. Eine hohe Mauer schloß den Hof und starke Palissaden umfriedigten den Garten, welcher die Schloßgebäulichkeiten rings umgab. Desto schwächer war jedoch die Besatzung und bestand in gegenwärtigem Augenblick nur aus einem Mann, nämlich aus dem alten Gärtner, den die Neugier ebenfalls zur Schenke gelockt hatte und welcher nun, so schnell ihn seine steifen Beine tragen mochten, heimeilte, das Fräulein von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen und das Schloßthor gegen den ersten Anlauf zu verschließen. Zwar kein „Mann", aber dennoch kein

zu verachtender Theil der Wehrkraft des bedrohten Schlosses war die Chanoinesse; hatte sie ja, wenn die Sage nicht log, schon mehr Pulver gerochen, als die Mehrzahl der eidgenössischen Obersten zusammengenommen, weßhalb sie im Dorfe den Spitznamen „Schloßhusar" trug.

Als der alte Gärtner mit der Botschaft gekeucht kam, ein Haufe Freischäärler ziehe heran, das Schloß zu stürmen, befand sich, wie gewohnt, Bäbeli bei dem Fräulein. Trotz dem Schreck verlor Mathilde den Kopf keineswegs, sondern bat ihre Freundin aus der Schloßscheuer, zum Vater hinunterzueilen. Schloßhans war ein angesehener Mann im Dorfe; vielleicht würde es ihm gelingen, die erbitterte Rotte zu beschwichtigen. Die Chanoinesse dagegen ergriff Maßregeln anderer Art. Es war, als ob ihr geschehe wie einem alten Dragonerpferd, wenn es die Trompeten schmettern hört. Sie ließ sich den Waffenschrank des Schloßherrn öffnen. Das Erste, was sie demselben entnahm, war ein krummer Damaszener, den sie sich über ihren schwarzen Kaftan mit dem plüschenen Stehkragen schnallte. Dann bewaffnete sie den alten zitternden Gärtner mit Ober- und Untergewehr und vergaß nicht, ihm dazu noch eine Trommel umzuhängen, die —

aus den Zeiten des Stecklikriegs herrührend — unten im Waffenschranke sich vorfand. Solchergestalt in Kriegsbereitschaft gesetzt, begab sie sich mit ihrem „Mann" in den Schloßhof in die Nähe des geschlossenen Thores und erwartete muthig den heranrückenden Feind. —

Nicht lange, so kündete wüstes Geschrei und polterndes Klopfen an das verrammelte Thor die Ankunft der Bande an. „Aufgemacht! — riefen die einen. „Heraus mit dem Landstürmer!" — brüllten die andern, ohne das Unlogische ihres Begehrens einzusehen, da ja doch der alte Herr unmöglich zugleich den luzernischen Landsturm kommandiren und daheim zwischen seinen vier Mauern sitzen konnte. Aber was kümmert sich ein erzürnter Souverain um Logik! — „Schlagt das Thor ein," — hieß es, als nach einer halben Minute dem ersten Begehren nicht entsprochen worden war; einige stark genagelte Holzschuhe machten zugleich, wiewohl umsonst, den ersten Versuch, dem Vorschlag Folge zu geben.

Sehr überrascht wurde der Volkshaufe, als plötzlich drinnen im Schloßhof der Wirbel geschlagen wurde und eine rauhe Soldatenstimme den Kommandoruf erschallen ließ: „Ganzes Peloton — fertig!" — Verblüfft zogen sich die

Nächsten auf einige Schritte vom Schloßthore zurück; auf einige Augenblicke verstummte das wüste Schreien. „Der erste, der Miene macht, hereinzudringen, ist des Todes," — scholl es wieder von drinnen, während zugleich verdächtiges Waffengeklirr hörbar wurde. Unter der angreifenden Rotte verbreitete sich die Meinung, das Schloß stecke voll Luzerner Landstürmer. Durch diese irrthümliche Meinung wurde, wie die Chanoinesse schlau berechnet hatte, der erste Angriff zwar abgeschlagen; sie erbitterte jedoch die Freischäärler und ihre Freunde nur noch mehr. Obwohl sie es von nun an bleiben ließen, ihre Holzschuhe am verrammelten Thore zu Schanden zu treten, so gewann dagegen die Ansicht an Boden, es wäre das Beste, das Aristokraten- und Jesuitennest, die verfluchte Landstürmerhöhle dem Junker über dem Kopf zusammenzubrennen. Es sei offenbare Nothwehr, da sonst der Luzerner Landsturm eines kühlen Morgens aus dem Schlosse hervorbrechen, das Dorf überfallen, morden, plündern und sengen, den Pfarrer fortjagen und die Jesuiten einführen werde. Da müsse bei Zeiten dazugethan und dem gefährlichen Aristokraten ein Nagel gesteckt werden.

Unterdessen hatte Bäbeli Zeit gefunden, durch

den Garten in die Schloßscheuer zu gelangen und den Vater zu benachrichtigen, der sich ohne weiteres Besinnen aufmachte und mit langen Schritten ging, seines abwesenden „Lehensherrn“ Haus und Herd zu schirmen. —

„Was das Volk wolle? Es habe hier oben im Schlosse nichts zu suchen und solle sich von dannen scheeren!“ — Kam aber schlecht an. „Er solle seine Nase nicht in fremde Sachen stecken, sondern froh sein, wenn er selber ungeschlagen ab der Kilbe komme. Oder ob er etwa auch ein Landstürmer sei?“ — „Er gehöre weder zu den Freischäärlern, noch zu den Landstürmern; aber im Schlosse solle Keinem kein Häärchen gekrümmt werden, so lange der Schloßhans einen Zaunstecken zu schwingen vermöge.“ — Da rief der Keßlersteffen: „Geh' lieber deinen Landsturmkommandanten zu fragen, wo dein Bub, der Fritz, liege, den seine Panduren mit Mistgabeln todtgestochen haben; kannst ihn dann doch mindestens ehrlich begraben lassen.“ —

Fritz hatte seinem Vater nichts davon gesagt, daß er unter die Freischaaren gehe; doch schwante diesem davon und wurmte ihn nicht wenig. Bei den Worten des Keßlersteffen war es ihm, als ob ihm selber eine Mistgabel in den Leib gestochen

würde. Nichtsdestoweniger stellte er sich, einen Knittel in der Faust, vor's Schloßthor, mit dem steifen Vorsatz, mit demselben den ersten besten, der sich in feindseliger Absicht nähern würde, über den Kopf zu hauen.

Während dessen waren ein Paar Reiswellen herbeigeschleppt worden, die man nun in der unverholenen Absicht anzündete, die Feuerbrände nach dem Schloßflügel hinüber zu schleudern, wo, wie männiglich bekannt, über den Pferdeställen die Heu- und Strohvorräthe lagen.

Einem, der pfiffiger war, als die Andern, fiel es ein, auf einen in der Nähe stehenden Baum zu klettern, um das Innere des Schloßhofes und die Stärke der darin postirten Landstürmerkolonne auszukundschaften. Die eingetretene Dämmerung war noch nicht tief genug, das Stratagem der Chanoinesse dem Späher zu verhüllen. Kaum hatte derselbe einen Blick über die Schloßmauer geworfen, so rief er von seinem Baum herunter: „Drauf, drauf, ihr Narren! Es ist keine Seele drinn als der Schloßhusar und der alte Gärtnerjoggeli. Der Schloßhusar kommandirt und Joggeli zittert wie ein Espenlaub und trommelt dazu." — Der Haufe, der eine frische Unbill zu rächen hatte, nämlich jene, zum Besten gehalten worden

zu sein, drängte sich nun auf's Neue zum Thor. Der Schloßbauer hieb zwar Einigen mit seinem Knittel über die Schädel, welche jedoch aus zu harter Composition gegossen waren, als daß sie dadurch merkliche Beschädigung erlitten hätten; er wurde bei Seite gedrängt und ein in der Nähe liegender Balken herbeigeschleppt, die Thorflügel damit einzurennen.

In der belagerten Festung befand sich der Barometer des Muths stark im Sinken. Die Chanoinesse, welche beim anfänglichen Gelingen ihrer Kriegslist sich bereits die Miene eines Triumphators gegeben hatte, war nun, da ihr Stratagem entdeckt, ganz aus dem Concept gekommen und hinkte, den blanken Pallasch in der Faust, rathlos im Schloßhofe herum. Der alte Gärtner war trotz Ober- und Untergewehr so sehr in's Zittern hineingerathen, daß die Trommelschlegel seinen Händen entfielen und nur noch seine klappernden Zähne den Wirbel schlugen. Das Kammermädchen, die Köchin und die Untermagd liefen heulend im Schlosse herum. Nur Mathilde stand gelassen am offenen Fenster und bedachte, was unter den bewandten Umständen zu thun das Beste wäre. Als der Balken herbeigeschleppt wurde, dessen Stößen die Thorflügel kaum einige Minuten

hätten widerstehen können, entschloß sie sich kurz, das Thor freiwillig öffnen zu lassen und die Leute, unter denen Mancher sich befand, dem sie bei Gelegenheit Gutes gethan, und von welchen die meisten ihr sonst freundlich und gewogen waren, wenn möglich durch verständiges Zureden zu beschwichtigen. Sie schritt eben durch den Hof, um mit eigenen zarten Händen die schweren Eisenriegel der Thorflügel zurückzuschieben, da weder der schlotternde Gärtner, noch eine der Mägde mehr fähig waren, einen erhaltenen Befehl zu verstehen, als Bäbeli aus dem Schloß herausstürzte einen Mann am Arm nach sich ziehend und athemlos dem Fräulein zurief: „Da bring' ich den Helfer in der Noth!" —

Fritz, kein Anderer war's, bat das Fräulein mit kurzen Worten, wieder in's Schloß zurückkehren zu wollen, ging dann selbst an's Thor, schob beide Riegel zurück und öffnete.

Die Menge stutzte, als sie statt des Junker Oberherrn oder des Schloßhusaren den jungen Waldmann mit der Freischaarenkappe auf dem Kopf vor sich stehen sah. Schnell besonnen benutzte Fritz die augenblickliche Stille und rief, indem er sich mitten unter das Thor stellte: „Ihr glaubtet mich von den Landstürmern massakrirt

und habt mich rächen wollen. Dank für den guten Willen, ihr Leute! Es braucht sich's aber nicht. Da steh' ich ja frisch und gesund, — was der Keßlersteffen freilich nicht wissen konnte, da er von den allerersten war, die davon liefen. Laßt nun das alte Haus da in Frieden, das schon so manche hundert Jahre mitten unter euern Häusern steht und aus dessen Thor mancher Segen für euch und euere Vorfahren floß. Zum Dreinschlagen hättet ihr nach Luzern mitkommen sollen. Schämt ihr euch nicht, nun hintendrein ein Paar Frauen zu erschrecken? Und ist auch der Junker Oberherr ein alter Stockaristokrat, so seid ihr darum nicht minder gute Republikaner; und ein solcher steckt keinem das Haus über dem Kopfe an, weil er eine andere Meinung hat." —

Beim plötzlichen Erscheinen Fritz Waldmanns hatte sich der Keßlersteffen ganz leise davon gemacht und zwar keineswegs wegen Ueberfluß an gutem Gewissen. Der Adjudant des Oberkommandanten hatte ihn ertappt, als er beim Einmarsch in's Luzernerbiet ein von seinen Bewohnern verlassenes Bauernhaus zu plündern im Begriffe war. Das Blut an seinem Hemde rührte von den Dornen her, an denen er sich geritzt hatte, als er nach Hinterlassung seines Plundersacks

nebst Hut, Rock und Waffen beim ersten Schuß dem Haag nach heimging. Auch der Weibel machte sich unsichtbar, als er gewahr wurde, für wen der „Herr Fürsprech" Partei ergriff. Die Andern kamen nach und nach zur Vernunft und erinnerten sich allmählig wieder der verschiedenen Wohlthaten, die sie von Kindesbeinen an im Schlosse genossen. Sie begannen wirklich sich ihres beabsichtigten Streiches zu schämen und einer nach dem andern verschwand in der Dämmerung.

Nach einigen Minuten war Niemand mehr da, als Bäbeli, welches dem Bruder um den Hals fiel, das Fräulein, welches dem rechtzeitigen Helfer in der Noth dankend die Hand reichte, und die Chanoinesse, die im Drang der Ereignisse noch nicht Zeit gefunden hatte, den krummen Türkensäbel abzulegen, — und nun mit dem bunten, um den Tituskopf gewundenen Seidentuch, mit der mongolischen Stumpfnase und dem langen tüchenen Kaftan einem jener Tartaren-Chane nicht unähnlich sah, welche wir auf alten, die Einfälle der goldenen Horde darstellenden Bildern erblicken.

Sechstes Kapitel.

Müllerruedi.

Kehren wir wieder — ein Paar Wochen später — in der Pinte zu Matstetten ein, so treffen wir dort zu unsrer Verwunderung einen ganz unvermutheten Gast, nämlich den Dragonerruedi, den wir beim Schein der verhängnißvollen Laterne von Malters vor den Kopf getroffen vom Pferde stürzen sahen. Er ist's leibhaftig und keineswegs sein Geist; — denn ein Geist vermag nicht auf den Tisch zu schlagen, daß die Schoppenfläschchen davon erschreckt in die Höhe fahren.

Die Kugel, die es auf den Dragonerruedi abgesehen hatte, war zwar geradewegs auf seine Stirne zugeflogen, hatte aber dort zwei harte Gegenstände angetroffen, welche ihr den Durchpaß verwehrten; nämlich erstens dessen rindsledernen Kappenschirm und zweitens dessen Schädel. Man sagt, die Schweizer hätten harte Köpfe, welche einen ordentlichen Puff auszuhalten vermöchten; wir seien nur an den Füßen verwund-

bar, gleich dem griechischen Achilleus. Was das harte Stirnbein anbetrifft, war Ruedi ein guter Schweizer. Die Kugel, die auf ihn gemünzt war, schlug sich an seinem Kappenschirm und Schädel breit und ihn selbst betäubt vom Pferde; im übrigen vermochte sie nicht, ihm etwas anzuhaben. Als er wieder erwachte und sich unter seinem Pferd hervorgearbeitet hatte, welches schlechter davon gekommen, als sein Herr und maustod war, wurde er von etlichen Landstürmern in Empfang genommen. Er ward von denselben ohne Umstände gedäumelt und nebst vielen Andern an einen langen Strick gebunden und als gefangener Freischäärler nach Luzern abgeführt. Nach etlichen Wochen wurde er dann — gleich den Uebrigen — losgekauft und konnte in die Heimat zurück.

Seit der Zeit war für den Pintenwirth in Matstetten eine neue glücklichere Aera angegangen. Denn es verging kein Tag, da ihn nicht der Dragonerruedi mit seinem Besuch erfreute. Und jedesmal, wann derselbe in der niedern rauchgebräunten, schnappsduftenden Stube saß, füllte sich dieselbe mit zahlreichen Gästen, welche sich an seinen Erzählungen von den Gräuelthaten des Landsturmes und den Entbehrungen und Leiden der Gefangenschaft zu erbauen kamen.

Jedesmal, wenn er sein volles Glas ansetzte, um es in einem Zuge auszuleeren, sagte er: „Gott straf' mich, wenn ich's wieder einbringe, was ich dort drinnen an Durst gelitten habe! Ich mag seither meine Gurgel noch so streng begießen, es ist als ob ich's auf einen heißen Stein laufen ließe und hilft Alles nichts." —

„Hat man euch also nicht einmal das klare Wasser gegönnt?" — frug ein Bäuerlein, — einer von denen, welche sonst keineswegs Stammgäste, sondern von der Neugier herbeigelockt worden waren, und zum Aerger des Wirths drei geschlagene Stunden hinter ihrem halben Schoppen sitzen konnten.

„Wasser?" — erwiderte der Dragoner verächtlich, — „Wasser hatten wir freilich bis genug, aber sonst nichts. Wenn das pure Wasser den Durst löschen könnte, wofür hätte unser Hergott den Wein und Schnapps wachsen lassen? Später ging's dann besser, besonders wann die Zuger vor der Jesuitenkirche, in welcher wir gefangen saßen, die Wache hatten. Wußten wahrscheinlich auch, was Durst heißt, hatten Erbarmen und schauten durch die Finger. Da kamen dann die Weibsleute aus der Stadt und brachten uns ganze Körbe voll Flaschen. War aber wie nach einer

langen Tröckne; kommt auch zuweilen ein Platzregen, so schlägt er doch nicht an, sondern läuft nur so über den staubigen Boden weg.“ —

„Wie war's mit dem Essen?“ —

Der Freischäärler schüttelte sich beim Gedanken an seine Gefangenschaftskost. „Eine graue, ungeschmalzene, bitterböse Suppe! Man brachte sie uns in großen Mälchtern, unzusammengezählt wie den Schweinen, — schüttete sie in flache Milchgepsen aus und zum schöpfen hatten wir hölzerne Löffel. Aber der Hunger ist der beste Koch. Mochten allemal die Stunde fast nicht erwarten, da der Alte mit der Mälchter kam und sein Sprüchlein sagte: Suppe gnue! Müend All ha! Suppe gnue! —

„War einmal eines Abends auf meiner Streu eingeschlafen, just nächst dem Kirchenfenster, dessen obere Flügel Tag und Nacht offen blieben, den Dunst und Gestank hinauszulassen. Plumps! fällt etwas neben mich in's Stroh. Erwache davon und fluche den Donnersdonnern die Beine ab, die mich in meinem Elend nicht einmal ruhig schlafen ließen. Plumps noch einmal! Ich greife nach dem Ding, welches mich fast auf die Nase getroffen hätte. Was ist's? Eine Wurst! — Fort geht's, — drei, vier, fünf — bis das Dutzend

voll geworden. Das war ein Juheien, nachdem wir ein Paar Wochen lang mit Schweinstränke hatten vorlieb nehmen müssen. Wäre aber beinahe eine Schlacht daraus entstanden. Ein Dutzend Würste unter etliche Hundert Hungerleider geworfen, war grad so viel, als wenn Einer einen Bettelbuben zur Hölle geschickt hätte. Der Streitgegenstand war übrigens vertilgt, bevor man fünfe zählen konnte. Ich für meinen Theil ließ das Stück, das ich gepackt, nicht wieder los, sondern retirirte in einen Beichtstuhl, vertheidigte den Eingang mit meinen genagelten Stiefeln und verzehrte meine Beute im Frieden." —

„Hätte nicht geglaubt", — sagte der Weibel, — „daß es da drinnen noch so gute Leute gebe. Weißt wohl, was das Sprichwort sonst von den Luzernern sagt!"

„Besonders die Weibsleute waren uns grün", — fuhr Ruedi fort. „Sie ersannen hundert Pfiffe und Schliche, um — dem Siegwart und dem Hautt zum Trotz — uns allerlei verbotenes Labsal zuzustecken, nicht nur Wein und Würste. Da mußte ich einmal meine Schuhe zum Flicken geben; als sie wiederkamen, steckte der eine voll Zuckerzeug und aus dem andern zog ich ein Bund Cigarren heraus, wie sie der Kaiser von Oesterreich

nicht besser raucht. Mit dem Rauchen hatte man freilich seine liebe Noth; es war streng verboten, damit nicht etwa Einer das Stroh anstecke, auf dem wir liegen mußten. Aber insgeheim that man's doch. Hatte Einer von einer mitleidigen Seele eine Cigarre oder eine Pfeife Tabak zugesteckt bekommen, so nahm er zu einem Beichtstuhl seine Zuflucht. Da standen dann oft ganze lange Reihen an und warteten einer auf den andern, bis an jeden die Reihe gekommen war. In einem andern Beichtstuhl wurde an diejenigen, die Geld hatten, welches sie etwa vor den Landstürmern hatten verstecken können, oder welches ihnen von Hause zugeschickt und heimlich in die Kirche eingeschmuggelt worden war, verstohlenerweise Schnapps und Käse ausgewirthet." —

„Da so Vielerlei in euern Käficht eingeschmuggelt wurde", — bemerkte der Keßlersteffen, — „schmuggelte sich wohl auch mancher hinaus?" —

„Freilich", — erwiderte der Dragoner. „Dem Einen steckte etwa ein Zuger- oder Schwyzersoldat seinen Kaputrock und seine Kappe zu; ein Anderer verkleidete sich in einen Suppenmann; ein Dritter in einen Wasserträger. Flogen so zu Dutzenden aus."

„Und warum bist dann du sitzen geblieben?"

„Was meinst, ich hätte auch nur für eine Viertelstunde solch einen miserabeln Luzernerspinner oder Ländlerlader vorstellen mögen? Das wäre gut für deinesgleichen gewesen, Keßler, aber nicht für den Dragonerruedi!“ —

Steffen, dermaßen vom Dragoner zurechtgewiesen, fand für gut, das Maul zu halten. Ruedi aber bestellte noch eine Flasche, um seinen vom Erzählen ausgetröckneten Gaumen anzufeuchten. —

Begleiten wir ihn, als er endlich — erhitzt vom genossenen Getränke und dem vielen Sprechen — das Wiethshaus verläßt, nach Hause.

Viele sagten, Ruedi sei mit dem Glückskäppchen geboren. Seinen Vater, dessen einziger Sprößling er war, hatte man nur den dicken Müller geheißen. Als der dicke Müller einmal nach Tisch an einem Schlagflusse starb, während Ruedi eben als Rekrut die Militärinstruktion mitmachte, hinterließ er seinem Sohn, wie es hieß, nebst der Mühle noch ein Schönes an Gülten, alten Brabäntern und glitzernden Berndublonen. So viel stand fest, daß Ruedi schon bei des Vaters Lebzeiten stets mit Thalern in der Tasche klimperte. Die Mutter stecke sie ihm zu, wurde von denen behauptet, die mit dem Hause näher bekannt waren.

Die Mühle stand nächst der Landstraße an

einem breiten Forellenbach. Sie sah zwar etwas altersgrau aus, aber deßhalb nicht minder stattlich, denn sie war größtentheils aus Sandsteinquader erbaut, der Dachstuhl von auserlesenem Holz, schwarz angeraucht, aber kerngesund, die Ziegel wettergebräunt gleich alten Kriegern, aber gestählt gegen jeden Winterfrost.

Als jedoch der Vater gestorben war, fanden Ruedi und seine Mutter, es schicke sich nicht für Leute in ihren Umständen in einem solchen alten grauen Hause zu wohnen, dessen Stuben nur vertäfelt und nicht einmal gemalt und dessen Fenster nur mit runden Kreuzerscheiben geglast seien. Es wurden mit dem Steinhauer-, dem Maurer- und dem Zimmermeister Akkörde abgeschlossen, — mit dem Schlosser, Schreiner, Glaser, Maler und Tapezirer Rücksprache genommen; und nach Verfluß von zwei Jahren stand neben der Mühle ein nagelneues „Stöckli", blaßgelb getüncht, mit hellgrünen Jalousieladen und einem Dach von blaßrothen Ziegeln. Das Holzwerk in den Zimmern war mit weißer Glanzfarbe bemalt und alle Wände tapezirt, — das „Visitenzimmer" mit einer Tapete, welche die Geschichte von Paul und Virginie darstellte und die Bewunderung sämmtlicher Besucher erregte. Die andern Zimmer

hatten freilich mit gewöhnlichern Papieren vorlieb nehmen müssen, die jedoch in Mannigfaltigkeit der Farben und ellenbreiten Bordüren das Mögliche leisteten, dem Schönheitssinn — auf der Stufe, bis zu welcher er sich im Dorf Matstetten und der Umgebung emporgeschwungen hatte — ein Genüge zu leisten.

Als das neue Wohnhaus zur Zufriedenheit der Mutter und des Sohnes fertig war, paßten dann begreiflich die Möbel aus der Mühle nicht mehr hinein. Wie hätte man die uralten nußbaumenen Schränke, Bettstellen, Schabellen und Tröge mit der altväterischen Schnitzelei in diese blank gemalten und geweißten Zimmer stellen dürfen? — Es wurde ein Tischler aus dem nächsten Städtchen bestellt, der dann auch nach und nach das „Stöckli" mit dem passenden Hausrath ausstaffirte: Kommoden schön roth gebeizt mit Beschläg von getriebenem Messingblech; Kanapee und Stühle mit gelb und rothem Wollendamast überzogen; Bettstellen, zwar nur aus Tannenholz, aber so schön maserirt und firnisirt, daß kaum der Hundertste es für etwas Anderes als ächtes Mahagoni gehalten hätte. Damit selbst das Tüpflein auf dem i nicht fehle, wurden bei einem hausirenden Kunsthändler die vier Jahres-

zeiten und die vier Welttheile gekauft, nicht etwa nur schwarz, sondern sauber kolorirt, — dazu Glas und Rahmen bestellt und die acht „Tafeln“ als Versetzstücke über die Paul= und Virginie=tapete gehängt.

Zwischen dem Haus und der Landstraße wurde schließlich noch ein Blumengarten angelegt, weder im englischen noch im französischen, sondern im veredelten Emmenthaler Styl, — allerlei künstliche geometrische Figuren mit Buchs eingefaßt, mit Rosen, Nelken und Levkoyen bepflanzt und die schmalen Wege mit Gerberlohe beschottert. Um diesen Garten hatte sich Ruedi eigentlich blutwenig bekümmert — er war kein besonderer Blumenfreund —, sondern die Anordnung und Besorgung der Mutter überlassen. Nur das Departement der „Gartenstecken“ hatte er sich vorbehalten, der Stäbe, an welchen die schwanken Stengel der Rosen, Nelken und Georginen festgebunden werden. Diese hatte er in Hülle und Fülle angebracht. Sie waren sämmtlich mit zinnoberrothen Knöpfen versehen und spiralförmig weiß und grün, blau und gelb oder in andern zwei beliebigen Farben bemalt. Etliche größere und dickere Stäbe standen, symmetrisch vertheilt, selbstständig im Garten, ohne irgend einer Pflanze zur Stütze zu

dienen und trugen entweder kleine Windmühlen oder hölzerne Soldaten, welche bei Luftzug mit Säbeln gegeneinander schlugen und ebenfalls sehr sauber blau und roth bemalt waren. —

Nach dem Tode des dicken Müllers hatten Mutter und Sohn das Geschäft fortgeführt oder — richtiger gesprochen — dasselbe ging von selbst den alten gewohnten Gang. Der Bach lief nach wie vor, nicht stärker, nicht schwächer, und trieb das mächtige Rad; und das Rad trieb die schweren Mühlsteine; und die Knechte fuhren in der Kehre und brachten das Korn der alten guten Kunden in die Mühle nach wie vor. Indessen ward der neue Wohnstock gebaut und Ruedi fuhr mit seinem wohlgenährten glänzenden Braunen an die Schießen, die Kegelschieben und die Jahrmärkte; und allemal steckte er eine Hand voll von des Vaters sel. Brabäntern und etliche von dessen blanken Berndublonen zu sich und brachte selten mehr viel davon heim. Und als es darum zu thun war, den Maurer und Steinhauer, den Zimmermann, den Schlosser und Schreiner zu bezahlen, ging die Mutter ebenfalls über den Geldtrog, der nie leer wurde, so viel man auch daraus schöpfte. Der dicke Müller hatte nämlich als ein kluger Haushalter sein Geld nur an solide Schuldner ausgeliehen, die ihre

Batzen beisammen hielten und nun einer nach dem andern ihr Kapital auszubezahlen kamen, was dann — wegen den unruhigen Zeiten — nicht gleich wieder angelegt wurde, sondern in den unerschöpflichen Geldtrog wanderte.

Kein Wunder also, daß Ruedi von Allen, die ihn kannten, ein Glückskind geheißen wurde, der Geld habe so viel er wolle, und thun könne, was ihm gelüste. Da nun aber auf dieser Welt nichts vollkommen ist, so lagen auch diesem Schooßkinde der Fortuna zwei Dinge nicht recht, die ihm im Kopfe herum rollten, als er aus der Pinte nach Hause ging. —

Obwohl die Sonne längst unter und der Mond aufgegangen war, so wartete die Mutter dennoch draußen vor dem Hause auf der grünen Bank des vielgeliebten Sohnes, — bald auf das Klappern der Mühle und das Rauschen des Baches horchend, bald einnickend ob dem eintönigen Geräusch, dann wieder erwachend und lauschend, ob die wohlbekannten Tritte des Erwarteten noch nicht hörbar seien.

Endlich stand er vor ihr, aber sie bemerkte — eine Mutter kann auch bei Mondschein im Gesichte ihres Kindes lesen —, daß einige Falten der Unzufriedenheit auf seiner Stirne ruhten.

„Wo fehlt es, Ruedeli?" — frug sie besorgt. Der junge Müller stampfte ungeduldig mit dem Fuß: „Immer Ruedeli und nichts als Ruedeli, als wenn ich noch immer das Büblein wäre, das euch vor zwanzig Jahren am Fürtuch hing! Wißt ihr's denn nicht, daß ich's nicht leiden kann, wenn ihr mich Ruedeli heißt?"

„Es thut mir leid, Rudolf", — sagte die Mutter und wischte mit dem Zipfel der Schürze eine Thräne aus den Augen. „Sei nur nicht höhn!" — „Es war nicht so bös gemeint", — beschwichtigte der Sohn und setzte sich neben sie auf die Bank.

„Was fehlt dir denn eigentlich, Rudolf?"

„Du weißt wohl, Müetti. Des Schloßbauern Bäbeli fehlt mir. Daß es nichts von mir wissen mag, das cujonirt und ärgert mich."

„Aber bedenke, Rudolf, ihr Vater hat ja nicht einmal einen eigenen Hof, sondern ist nur ein Lehenmann! Das Bäbeli ist ja viel zu schlecht für dich, der du unter den reichsten Bauerntöchtern im Kanton auswählen kannst."

„Ich mag drum keine Andere!"

„Aber die Schloßbäurin ist ja verhürschet im Kopf. Denke dir die Schande, eine Närrin in der Familie zu haben."

„Meinetwegen!"

„Und weißt du nicht, was man im Dorfe schwatzt? Es sei etwas nicht richtig bei der Sache."

Der Dragonerruedi sprang ungeduldig vom Banke auf und stampfte mit dem Fuß das aus flachen Fluß=Kieseln künstlich zusammengesetzte Pflaster: „Ich will drum das Bäbeli und muß es haben!"

Die Mutter war nicht gewohnt, dem Sohne lange zu widersprechen, sondern schwieg, obwohl sie für die Zukunft ihres Einzigen längst Pläne entworfen hatte, die weit über des Schloßhansen Bäbeli hinausflogen. —

Der junge Müller ging brummend zu Bette; er wälzte sich jedoch noch lange schlaflos hin und her, sei es, daß sein robustes Nervensystem doch endlich die Wirkungen des Alkohols zu fühlen begann, welchen er trotz seinen jungen Jahren schon in erstaunlichen Quantitäten als Bier, Wein und Schnapps in sich hinein gegossen hatte; sei es, daß ungewohnte Leidenschaften ihn stachelten. Es ist nämlich zu wissen, daß ihn — nebst der Liebe — noch eine zweite Mücke gestochen hatte, der Ehrgeiz.

Vor seiner Kriegsgefangenschaft hatte sich Ruedi eigentlich blutwenig mit Politik beschäftigt.

Hatte er sich zu den „Liberalen", den „Freisinnigen", den „Männern des Fortschritts" oder den „Weißen" — wie man damals in der Gegend von Matstetten die Partei nannte, die seit 1831 am Brett war — gezählt, so war es wohl bloß deßhalb gewesen, weil auf den Schießplätzen weiß eben Trumpf war; — und aus Opposition gegen den Schloßherrn, der dann doch im Dorfe immer noch zehnmal mehr galt und bedeutete, als der dicke Müller und sein Sohn, so reich sie auch von den Leuten gehalten wurden. Erst in der Jesuitenkirche zu Luzern erhielt der Dragoner die rechte politische Weihe. Da wurde er von etlichen mitgefangenen Schulmeistern und Zeitungsschreibern erst recht gründlich über die Finsterniß des Mittelalters, über die Boshaftigkeit der Feudalherren und ihrer Nachkommen, der Aristokraten, über den großen teuflischen Bund der letztern mit den Jesuiten und über das Heil unterrichtet, welches am 28. Juli 1830 über die Welt gekommen sei, wo endlich die große Wahrheit, an die vorher kein Mensch gedacht, entdeckt worden sei: daß nicht nur die „Herren" berufen seien, zu regieren, sondern daß hiezu auch andere Leute, unter andern reiche Müllerssöhne, die ganz gleichen Fähigkeiten und Ansprüche hätten.

Diese letztere Wahrheit insbesonders hatte in seinem Gemüthe gezündet. Er hatte es zwar schon längst dunkel geahnt, aber erst jetzt war es in ihm zum klaren Bewußtsein gekommen: sein Beruf war das Regieren. Hatte er ja schon als kleiner Bube die Mutter regiert und alle Knechte und Mägde im Hause gemeistert, daß ihm keines auch nur zu widersprechen wagte. Nun war er gar noch durch seine erlebten Abenteuer eine wichtige, interessante und gefeierte Persönlichkeit geworden, mindestens dort, wo er seine bleibende Residenz aufgeschlagen hatte, in der Pintenschenke zu Matstetten.

Mit dem festen Vorsatz, des Schloßbauern Bäbeli zur Frau zu bekommen und — zum Beginn seiner politischen Carriere — bei den nächsten Wahlen Großrath zu werden, schlief er endlich ein. Und was war ihm je noch verweigert und vorenthalten worden — mindestens vom Müetti —, was er so recht gewünscht und gewollt? —

Siebentes Kapitel.

Den Schützen trifft sein eig'ner Pfeil.

Wir haben es im Arbeitskabinet des stolzen Schultheißen von Bern selber erlauscht, daß er bei Gelegenheit der Freischaarenzüge gegen Luzern zwei Fliegen mit einem Schlage zu klappen gedachte. Die eine derselben war nun freilich entwischt. Gegen die legitime Regierung von Luzern konnte er seine Bataillone nicht marschiren lassen. Es konnte weder von interveniren, noch von okkupiren mehr die Rede sein. Luzern und die Urkantone dachten weniger als je daran, nach Berns Geige zu tanzen. Die raison d'état hatte hier ihren gestrengen Verehrer im Stich gelassen.

Um so empfindlicher sollte nun die zweite Fliege getroffen werden, die radikale Opposition, die sogenannte junge Schule, — und zwar zu allererst in ihrem grauen Haupte.

Das Erste, was Fritz erfuhr, als er nach einem Rasttag unter seines Vaters Dach in die Residenz und seine Schreibstube zurückkehrte, war die

Nachricht, daß sein alter Lehrer, der Barrikadenprofessor, von dem Lehrstuhle abberufen worden sei, den er inne gehabt. Durch diesen Machtspruch hatte man jedoch den alten Immergrün keineswegs entwaffnet. Hatte er ja von jeher seinen Katheder nicht sowohl im Hörsaale als in der Kneipe aufgeschlagen gehabt, wo er nach wie vor alten und jungen Studenten Vorlesungen über die Musterrepublik hielt, in welcher es weder Schultheißen noch Polizeidirektoren, weder Gerichtspräsidenten noch Regierungsstatthalter mehr geben, sondern das Volk in persona regieren und richten sollte.

Als man sah, daß seine Absetzung eine illusorische sei, durch welche er sich durchaus nicht geniren lasse, eine unbequeme Opposition zu machen, da wurde er — kraft der raison d'état — als Ruhestörer aus dem Kanton gewiesen. Nachdem er dem stolzen Schultheißen eine geharnischte Protestation in's Gesicht geschleudert, schüttelte er den Staub von seinen Füßen und zog nach jener raurachischen Stadt, dem damaligen europäischen refugium peccatorum, wo alle politischen Zöllner und Sünder, denen in andern staatlichen Gemeinwesen die Rolle der Hunde im Kegelspiel zugetheilt war, Aufnahme und Zuflucht fanden.

Von da an wurde die Regierung von Bern

die Zielscheibe des gesammten groben Geschützes aller radikalen Zeitungsschreiber der Eidgenossenschaft. Durch dieses Höllenfeuer wurden bald die wenigen schwachen publizistischen Batterien der **raison d'état** demontirt und zum Schweigen gebracht. Der stolze Schultheiß — so sehr es ihn ärgerte — mußte fühlen, daß zu unserer Zeit, wo die öffentliche Meinung die stärkste Macht im Staate ist, selbst der Kaiser aller Reußen eines Moniteurs bedarf, der seine Regierungsmaßregeln vertheidigt und die lauten oder stillen Einwürfe und Angriffe seiner Gegner bekämpft und widerlegt. —

Es mochte in dieser Zeit der politischen Bedrängniß sein, als der Flüchtling Schwalbe zum Chef der Polizei berufen wurde. Seine Schicksale waren seit jener mißbeliebigen Scene bei dem Emmenthaler Wirth, der sich geweigert hatte, ein miserables Fäßchen Bier auf den Altar der Menschheit zu legen, höchst bewegt und mannigfaltig gewesen. Während einiger Zeit hatte er als Organist in einer der Kirchen der Stadt fungirt, kam aber, da er von einem Brodneider als Straußianer denunzirt wurde, bald wieder von diesem angenehmen Posten. Hierauf wurde er Sonntagslehrer eines Gesellenvereins, bis den

Mitgliedern der Einfall kam, es wäre vernünftiger, den Batzen, den jeder wöchentlich als Schulgeld beizutragen hatte, für Getränke zu verwenden, was auch ein geistiger Genuß sei und wovon man doch zuweilen etwas nach Hause trage, nämlich einen Rausch, während Schwalbe's Vorlesungen über Fourier und St. Simon, über Freihandelssystem und Creditanstalten lange nicht diese nachhaltige Wirkung ausübten. Später war er als Buchhalter und Korrespondent bei einem Käshändler eingetreten, hatte jedoch nach einiger Zeit diese Stelle freiwillig wieder aufgegeben, des schlimmen Geruchs wegen, in welchen zu gerathen er bei seinen Freunden und Freundinnen Gefahr lief. Aus dem Dienste des Käshändlers trat er in jenen eines Verlegers „guter Schriften", mit dem speziellen Auftrag, „moralische Erzählungen für die reifere Jugend" zu zwei Fünffrankenthalern das Stück zu schreiben, jedes zwei compresse Druckbogen stark.

Schwalbe schwitzte in seiner Dachkammer — es war im hohen Sommer — eben an Nummer drei seiner „moralischen Erzählungen", von denen er, um Kostgeld und Logis bezahlen zu können, mindestens eine per Woche produziren mußte, als eine Citation des Hrn. Polizeidirektors zu ihm gelangte.

Die Polizei übt bekanntlich auf die meisten deutschen Naturen, mögen sie noch so revolutionär gesinnt sein, den Zauber einer Klapperschlange aus. Schwalbe sprang von seinem Schreibtisch auf, fuhr in seinen Flaus — ach den einzigen, den sein er nannte — und machte sich, da ihm ohnedieß die unerwartete Botschaft den Faden seiner moralischen Erzählung entzwei gerissen, auf die Sohlen, dem erhaltenen Befehl sogleich nachzukommen. Unterwegs bemühte er sich herauszubringen, warum sich die Polizei wohl wieder um ihn bekümmere. Hatte vielleicht der Bundestag in Frankfurt die Ausweisung des deutschen Mazzini — Hermann Schwalbe hielt sich für nichts Geringeres — unter Kriegsandrohung von der Schweiz verlangt? Oder war den Behörden etwas von der hinreißenden Volksrede zu Ohren gekommen, die er an jenem verhängnißvollen Abend vor dem Gesellenvereine gehalten und in welcher er sich einige kühne Angriffe gegen die Lehre der Heiligkeit des Eigenthums erlaubt hatte, — worüber, wie er einzusehen Gelegenheit gefunden, selbst die radikalsten Schweizer keinen Spaß verstehen? —

Der Polizeidirektor empfing den Eintretenden zu dessen Erstaunen mit einem nicht ungnädigen Lächeln.

„Verstehen Sie sich auf's Zeitungsschreiben?" — begann das Verhör.

„Dem Herrn Polizeiminister zu dienen. Ich hatte die Ehre, sechs Monate lang Redakteur des Lahrer Volkstribuns zu sein."

„Sie können mir mit Ihrer Feder dienen, wenn Sie wollen; es soll Ihr Schaden nicht sein," — erwiederte der Chef der Polizei. „Wir beabsichtigen eine Zeitung zu gründen, welche die Regierung gegen die unverschämten Angriffe einiger verbrannter Köpfe vertheidigen soll."

„Gouvernemental habe ich noch nie geschrieben," — war die einigermaßen verlegene Antwort. „Ich stand sonst stets bei der Opposition."

„Sie werden es lernen. Der Gehalt für den Redaktor unseres neuen publizistischen Organs, der aus dem Kredite für geheime Polizei bestritten werden soll, ist auf zweitausend Franken festgesetzt." —

Zweitausend Franken und zwar alte Schweizerwährung, — eine sehr reizende und verführerische Aussicht für einen Literaten, welcher einen einzigen Flaus sein eigen nennt und moralische Erzählungen für die reifere Jugend um zwei Thaler das Stück schreibt! — Es begann eine wohlthuende Wärme Schwalbes Glieder zu durchströmen.

„Wollten vielleicht der Herr Polizeiminister so gewogen sein, mir das Programm des neuen Blattes mitzutheilen?“ —

„Vor Allem unbedingte Parteinahme für die Regierung und ihre Handlungen unter allen Umständen. Für Alles, was sie thut und unterläßt, müssen Sie ein lobendes, anerkennendes oder mindestens rechtfertigendes Schlagwort haben. Sie müssen dem Volke unwiderleglich beweisen, daß wir es gut mit ihm meinen.“

Schwalbe verbeugte sich beistimmend. Auf des Polizeidirektors Gesicht erschien ein lauerndes Lächeln. „Hat Ihre Feder auch einen Stachel? Können Sie schimpfen?“ —

„Wie ein Rohrsperling!“

„Wollen Sie aber auch Ihre Peitsche da gebrauchen, wo wir es für gut finden, — zur Züchtigung jenes alten ausgejagten Anarchiepredigers und seiner Schüler, die uns aus jedem Winkel hervor ankläffen?“ —

Das war freilich eine harte Nuß für Schwalbe. Er hatte nicht nur Salz gegessen mit dem würdigen Professor des revolutionären Staatsrechts, sondern auch manche gute Flasche mit ihm geleert und nichts daran bezahlt. Er hatte tief hineingeschaut in die schönen Augen seiner Nichte. Er

trug noch jetzt bei Regenwetter Fritz Waldmanns Paletot. Aber ein drohendes Ungewitter zog sich auf des Polizeidirektors Stirne zusammen.

„Sie besinnen sich Partei gegen den alten Störefried zu nehmen? — Freilich! Ich entsinne mich gehört zu haben, daß Sie zur Zeit mit dieser sogenannten jungen Schule auf bestem Fuße standen. Eine vortreffliche Empfehlung bei der Polizei! Haben Sie vielleicht Lust nach Deutschland zurückzukehren? Oder fühlen Sie etwelche Neigung als französischer Fremdenlegionär ein Paar Feldzüge gegen die Kabylen mitzumachen? — Ich bitte zu bedenken, daß es in meinen Händen liegt, Sie noch heute über die Grenzen zu schicken." —

Schwalbe fühlte weder zur einen noch zur andern der ihm vor Augen gehaltenen Eventualitäten einen besondern Beruf. „Ich bin bereit, dem Herrn Polizeiminister in allen Stücken gefällig zu sein." Dieser klopfte ihm beifällig auf die Schulter.

„Aber nun noch Eines: Sie übernehmen alle Verantwortlichkeit für unser Blatt? Sie halten den faulen Aepfeln, die uns're Gegner auf uns schleudern, den Rücken dar." — Schwalbe lachte. „Ein Mann von der Feder hat ein gutes Leder. Sottisen so viel Sie wollen, — ich schüttle mich. Nur keine Prügel."

„Für letztere würden Sie besonders honorirt," — beschwichtigte der Polizeichef.

Bei Erwähnung dieser Honorarzulage war es dießmal keine angenehme Wärme, sondern ein mißbeliebiges Jucken, welches Schwalbe in den Gliedern fühlte.

„Also abgemacht! Sie übernehmen die Redaktion unseres gouvernementalen Organs, — Sie bemühen sich von nun an, nach Kräften und mit Aufwand aller Ihrer Federfertigkeit dem Bernervolke begreiflich zu machen, daß Alles, was wir gethan haben und noch thun werden, zu seinem Besten sei; — Sie werden uns're Gegner als Volksverführer und politische Hanswurste darstellen; — Sie werden allen Artikeln, die von mir oder durch mich eingeschickt werden, Ihren Namen verleihen; — Sie werden schimpfen und sich ausschimpfen lassen: wofür Sie vierteljährlich aus der Polizeikasse fünfhundert Franken zu beziehen haben." — Nach diesen Worten neigte sich der Polizeidirektor vertraulich zu des neugebackenen Redaktors Ohr und fügte halbleise bei: „Sparen Sie dann auch den Weihrauch nicht für unsern Serenissimus. Die Olympier lieben diesen Duft."

Vierzehn Tage später erschien unter der Firma

des Dr. Hermann Schwalbe die erste Nummer des neuen Moniteurs.

— Fürsprech Fritz Waldmann ist wieder in seine dämmerige Schreibstube, Junkerngasse Schattseite, eingezogen. Die Geschäftsstunden sind vorbei, sämmtliche Bureaux der Bärenstadt geschlossen. Nichtsdestoweniger sitzt er noch bei Lampenlicht an seinem schwarzlakirten Pult und schreibt, — jedoch weder Replik noch Duplik, sondern einen Brief und zwar an Fräulein Franziska, welche ihrem Oheim in die Verbannung gefolgt ist.

Schauen wir ihm über die Schulter.

„Lieber Kriegskamerad, — so tituliren Sie mich! Ja freilich — gewesen, aber nimmer wieder! In jener unangenehmen Viertelstunde, als wir auf der Brameck hinter dem Stroh versteckt waren, gelobte ich mir's: ich freischäärlere niemals mehr. Wär's nicht so stich-stockfinster gewesen, Sie hätten es selber sehen können, wie mich die Glut der Schamröthe übergoß, als die erwildeten Landstürmer, welche unser liebe Wirth zwei Stunden weit in den April geschickt hatte, Haussuchung hielten. — Melden Sie Ihrem Herrn Oheim, ich lasse mich bestens empfehlen und ihm sagen, er möge doch gefälligst den Artikel „bewaffnetes Volksheer" aus seiner Revolutions-

Encyklopädie streichen, da dasselbe keinen Pfifferling tauge. Ich wolle mich anheischig machen, mit zwei Dutzend Rekruten, welche vierzehn Tage lang in der Instruktion gewesen und Ordres pariren gelernt haben, ein ganzes Regiment für die gute Sache mit dem Scheibenstutzer in's Feld ziehender souveräner Bürger auseinander zu jagen.

„Wie geht's mit dem Schnupfen, den Sie sich bei uns'rem nächtlichen Uebergang über den Napf geholt haben? Ich höre, die wackern Rauracher gedenken Sie dafür mit einem Pflästerchen zu entschädigen, mit einem Bürgerbrief für den tapfern Fourier der freiwilligen Schützenkompagnie. Ich gratulire Ihnen dazu. Das schweizerische Bürgerrecht ist wohl einen Schnupfen werth, besonders für eine kleine Revolutionärin, wie Sie, die es nun doch ein für allemal mit ihrem angestammten Landesvater verdorben hat.

„Ich für meinen Theil befinde mich seit uns'rer gemeinschaftlichen promenade militaire ganz wohl, — den Aerger abgerechnet, welchen ich über die Miserabilität meiner Landesväter empfinde. Diese Leute bilden sich ein, Staatsmänner zu sein und glauben, es gehöre zum Handwerk, diplomatische Volten zu schlagen. Erst drückten sie beide Augen zu, als die Freischäärlerei vorbereitet wurde,

hetzten und halfen im Stillen. Nun, da die Sache gefehlt, verläugnen sie uns, wie Petrus den Herrn, schicken Ihren verehrten Oheim in's Exil und machen Miene, Jeden, der den tollen Streich mitgemacht, seiner Aemter und Stellen zu entsetzen. Diese Doppelzüngigkeit bricht ihnen den Hals. Nicht lange und Ihr Herr Oheim wird wiederkehren und zwar unter Glockengeläute und durch Ehrenpforten mit patriotischen Inschriften. Sagen Sie, ich hätt's gesagt! —

„Ich besitze als guter Berner zwei Bären, die auf meinem Pulte sitzen, — als Briefbeschwerer. Sie sehen sich ähnlich, wie ein Ei dem andern; nur ist einer von Metall, der andere nur von Gips, aber bronzirt. Diese zwei Bären sind mir die Symbole uns'rer frühern aristokratischen und uns'rer jetzigen liberalen Regierung. Beide taugen zu nichts als zum Lästen, — das Lose durch den Druck zusammenzuhalten, damit der Wind es nicht auseinander bläst; nur daß der eine einigen innern Metallwerth hat, der andere nur hohler täuschender Gips ist. Ich betheure Ihnen, Fräulein: tausendmal lieber unsern Junker Oberherrn zum Landvogt, als einen dieser Dorfmatadoren zum Regierungsstatthalter, — lieber einen Steiger zum Schultheißen, dem das Regieren gewisser-

maßen schon im Blute liegt, als einen doktrinären Krämer!

„Aber das soll anders werden. Es gährt etwas im Volk und fängt an Blasen zu treiben. Man mag sich nicht mehr damit begnügen, jedes fünfte oder sechste Jahr einmal in Urversammlungen Wahlmänner zu wählen, welche Großräthe wählen, welche Regierungsräthe wählen, die dann regieren d'après leur bon plaisir — Demokratie in der dritten oder vierten Verdünnung! Das Volk will selbst etwas zu sagen haben, — seine Souveränität soll eine Wahrheit werden; dieß ist vorläufig unser Programm. Und sind wir einmal mit dem Kanton Bern, dem fünften Theil der Schweiz, so weit, so wollen wir sehen, ob nicht auch mit der Eidgenossenschaft etwas anzufangen und ihr der Fünfzehner-Zopf abzuschneiden sei. Wir andern Radikalen, Revoluzer und Umsturzmänner erfreuen uns einer wahren Katzennatur: stürzen wir irgendwo von einem Dache herunter oder werden wir zu irgend einem Fenster hinausgeschmissen, so fallen wir stets auf die Füße, schütteln uns und sind aufgelegter zum Beißen und Kratzen als je. Ist's uns mißglückt, das Jesuitenregiment in Luzern über den Haufen zu werfen so wollen wir jetzt — und zwar mit bessern

Waffen — uns're m Dorfmagnaten- und Kleinstädterregime zu Leibe. Wird zwar ein hart Stück Arbeit sein; denn all diese Regierungsräthe, Präsidenten, Statthalter, Schaffner und Schreiber bilden eine anonyme, auf Gegenseitigkeit basirte Sesselassekuranzgesellschaft und hangen zusammen wie Kletten. Gelingt es uns, diesen verfilzten Froschlaich zu zerreißen, so werden auch Sie, theuerster freiwilliger Schützenfourier, und unser verehrter Herr Professor wieder in uns're Mauern einziehen. Dann werde ich nicht ermangeln, die Fenster meiner Schreibstube mit Mooskränzen zu verzieren oder — bei allfälliger Nachtzeit — meine Ampel davor zu stellen. Empfangen Sie unterdessen die ebenso ehrerbietigen als herzlichen Grüße Ihres Unglücksgenossen und gewesenen Zeltkameraden." —

Ende des ersten Bandes.

Hartmann, Alfred,

Meister Putsch und seine Gesellen ein helvetischer Roman in 6 Büchern

Bd.: 1

Solothurn 1858